



DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



NORDAFRIKA

Auseinandersetzung um
Karthago

Bild auf der Titelseite:
Mosaik, Bardo-Museum in Tunis.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
© Verlag Die Karawane - Ludwigsburg 1970
Satz und Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE KARAWANE
11. Jahrgang 1970 — Heft 4

NORDAFRIKA

Auseinandersetzung um Karthago



herausgegeben im

KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen des

Büros für Länder- und Völkerkunde

Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
IN MEMORIAM PROFESSOR DR. ULRICH RÜDIGER	3
 <i>Dr. Frank Otten</i>	
KARTHAGO — GESCHICHTE EINER STADT	5
 <i>Univ. Prof. Dr. Ulrich Mann</i>	
GLANZ UND ELEND DES RÖMISCH-AFRIKANISCHEN CHRISTENTUMS . . .	27
 RÜCKBLICK UND AUSSCHAU	 61
 NACHRICHTEN AUS DEM KREISE UNSERER TEILNEHMER	 62
 NACHRICHTEN AUS DEM KREISE UNSERER MENTOREN	 63

IN MEMORIAM PROFESSOR DR. ULRICH RÜDIGER

Nach Abschluß einer Grabungskampagne in einer Nekropole bei Alianello in Lukanien ist Herr Professor Dr. Ulrich Rüdiger am 21. August 1970 bei Roccanova (Potenza), wenige Wochen vor seinem 36. Geburtstag, Opfer eines Verkehrsunfalles geworden.

Ulrich Rüdiger, 1934 in Hamburg geboren, wuchs in Südtirol auf und promovierte in Freiburg im Breisgau in klassischer Archäologie. Anschließend war Rüdiger einige Jahre Mitarbeiter und Assistent am Deutschen Archäologischen Institut in Rom gewesen. Er hatte sich das Vertrauen und die Hochachtung seiner italienischen Kollegen, vor allem auch des Denkmalspflegers von Lukanien Dinu Adamesteanu, erworben und erhielt einen Lehrauftrag für italische Vor- und Frühgeschichte an der Universität Urbino. Erst vor kurzem hatte Rüdiger zudem vom „Consiglio Nazionale delle ricerche“, dem italienischen Forschungszentrum für archäologische Hilfswissenschaften, einen Sonderauftrag erhalten.

Sehr breit war die Palette der wissenschaftlichen Arbeiten und Interessen von Ulrich Rüdiger. So liegen von ihm u. a. Untersuchungen vor über die „Askoi in Unteritalien“ sowie über „Schlauch und Hammeraxt — Ein antikes Kinderspiel“, eine wahrscheinlich richtige Deutung einer bisher umstrittenen Stelle aus Theophrasts 5. Charakterbild. Grabungsberichte wurden in den »Notizie degli Scavi«, eine religionsgeschichtliche Studie „Zu einigen Beinamen des Mephistopheles in Goethes Faust“ in »arcadia« veröffentlicht, andere Aufsätze sind in den in Ludwigsburg herausgegebenen Vierteljahresheften »Die Karawane« erschienen. Eine umfangreiche Monographie über das Relief der Suovetaurilien (Schwein, Schaf und Stier als Opfertiere) auf dem römischen Forum soll in dem von W. H. Schuchhardt herausgegebenen Sammelwerk »Antike Plastik« erscheinen. Rüdiger war auch Mitarbeiter des im Artemis-Verlag erschienenen »Lexikon der Alten Welt«. Am 17. Oktober 1970 wurde in der Stuttgarter Zeitung als letzter, aus der Feder von Ulrich Rüdiger stammender Beitrag eine Besprechung des Buches »Die Begegnung Europas mit Ägypten« von Morenz unter dem Titel „Ägyptisches im Abendland“ veröffentlicht.

Vor 8 Jahren hatte Ulrich Rüdiger seine Tätigkeit als Mentor bei den Karawane-Studienreisen begonnen. Die erste Fahrt — eine Kreuzfahrt mit der „Pegasus“ — führte ihn damals ins klassische Griechenland. Die letzte Fahrt brachte ihn an Ostern 1970 nach Lukanien, in jenen Landstrich Süditaliens, dem seine besondere

Liebe galt, in dem er an vielen Grabungen, wie in Grumentum, Armentum, Neopoli, Timmari, Sybaris oder S. Maria d'Anglona maßgeblich beteiligt war oder diese geleitet hatte und wo er bei der Einrichtung eines der modernsten Museen Italiens, dem Museum von Policoro am Ionischen Meer, mitgearbeitet hatte. Wer Rüdiger inmitten seiner Gruppe bei einem Vortrag erlebte — ob er nun gerade über „Frühgeschichte“, die „Stellung der Archäologie heute“ referierte oder den Stil einer Vase erklärte — wurde angesteckt von der reinen Begeisterung, mit der dieser Forscher für die jeweilige Sache am Werke war. Ihm war, wie wenigen Menschen, die Fähigkeit gegeben, sein unerschöpfliches Wissen, seine Freude am Schauen und Erklären anderen mitzuteilen. Immer hatte er ein offenes Ohr für alle Fragen, mit gleichbleibender Freundlichkeit kümmerte er sich um Sorgen und Nöte der ihm anvertrauten Menschen. Alle, die diesen aufstrebenden Forscher und gütigen, hilfsbereiten Menschen gekannt haben und mit ihm gereist sind, werden ihn nie vergessen und sehr vermissen.

Viele Reisepläne haben wir noch bei Rüdigers letztem Besuch im Frühjahr 1970 in Ludwigsburg geschmiedet, mit Begeisterung erzählte er von seinen geplanten Grabungen und den neuen Erkenntnissen, die er sich davon erhoffte. Wir haben viel mehr als einen Mitarbeiter, wir haben einen echten, liebgewordenen Freund verloren.

Ulrich Rüdiger wurde „in der Zuversicht auf die Unvergänglichkeit eines reinen Herzens in San Polo (Rieti) in seinen geliebten Sabiner Hügeln“, nahe dem Wohnort seiner Frau und seiner drei Kinder bestattet.

Uli Albrecht

KARTHAGO

Beklommen stehen wir auf dem Hügel des einst so stolzen Burgberges von Karthago. Unter uns die Ebene, Wiesen, Brachland, die Ruinen einer römischen Tempelanlage; kaum erkennbar ist das versandete Rund des ehemals so berühmten Hafens dicht am Meer.

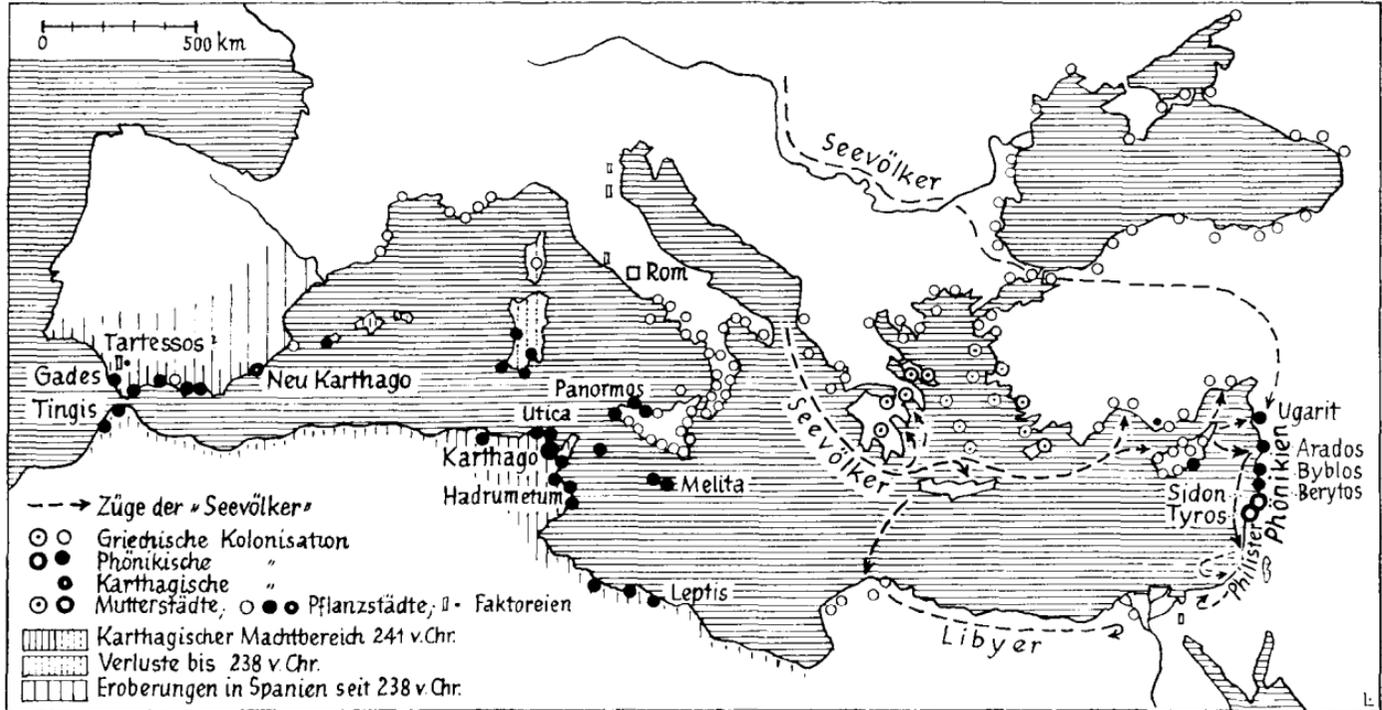
Nicht verklungen sind die Worte Livius' über die heroischen Kämpfe Hannibals am Trasimenischen See und bei Cannae, nicht verhallt das „Hannibal ante portas“ oder das „ceterum censeo Carthaginem esse delendam“.

Was aber bedeutete Karthago, wie entstand diese Weltmacht? In den Augen der Griechen bedrohte Karthago die Macht der sizilianischen Kolonien; den Römern waren die Karthager Rivalen im Handel und Gegner in der römischen Expansionspolitik. Es verwundert somit nicht, daß die karthagische Geschichte, seine Macht und Ausdehnung von Griechen wie Römern, von Historikern wie Timaios und Tragos (beide nur durch Überlieferung bekannt), von Polybios, Diodor, Platon, Aristoteles, Plutarch, Livius und Appian verzerrt dargestellt wurde. Hinzu kommt eine weitere Schwierigkeit: Griechen wie Römer beschreiben ihre eigenen Staatswesen, die sizilianischen Kolonien und Roms Machtbereich. Interesse an Karthago zeigt sich nur insoweit, als sein Handel die Machtsphäre der Griechen und Römer kreuzte. So erfahren wir kaum in einer Quelle etwas über die afrikanischen Besitzungen der Stadt.

Dazuhin kann uns die archäologische Forschung nur durch wenige Funde im Landesinnern weiterhelfen. Aber Grabungen haben, besonders in Karthago selbst, in Bezug auf die Verwaltung, auf Kulte und den Handel, manche Erkenntnisse erbracht.

Die Gründung der Stadt Karthago

An der heutigen libanesisch-israelischen Küste, zwischen dem Eleutherusfluß im Norden und dem Berge Karmel im Süden — einem etwa 200 km langen Küstenstreifen — gründeten seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. die von den semitischen Kananiern abstammenden Phöniker Handelsstädte wie Akkon, Sidon, Berytos, Byblos und Tyros, die als Stadtstaaten mit jeweils einem König an der Spitze vom 18. bis 12. Jhdt. mit Ägypten durch den Handel mit Glas und Zedernholz eng verbunden waren. In den Philisterkriegen des 12. Jhdt. kann sich dann vor allem Tyros nach Zuwanderung sidonischer Bürger behaupten und zu einem reichen

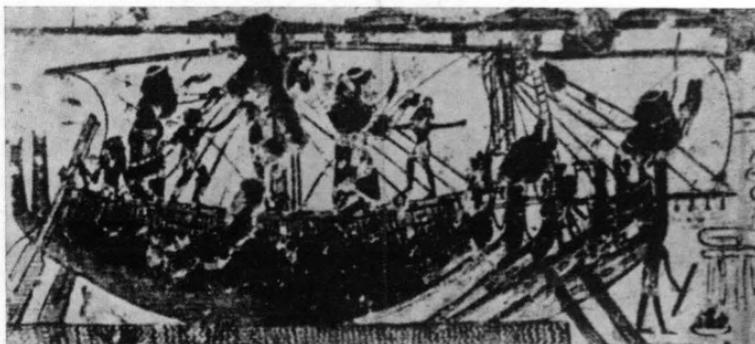


Karte zu den Zügen der Seevölker, der Kolonisation der Phöniker, Karthager und Griechen.

Handelszentrum entwickeln, im 11. und 10. Jhdt. sogar die Führung unter den phönikischen Städten übernehmen. Dieser Aufstieg wird dadurch gefördert, daß gerade in dieser Zeit die kretische, mykenische und ägyptische Macht vernichtet oder geschwächt worden war und der hellenische Handel noch keine Rolle spielte. Den phönikischen Städten, allen voran Tyros, trat dadurch kein Konkurrent entgegen. Rasch beherrschten die Phöniker mit ihren gut ausgerüsteten Schiffen den gesamten Handel im östlichen Mittelmeer und stießen weit nach Westen vor, bis hin zu den Säulen des Herkules, ja sogar bis zur Westküste Spaniens. Diese Vorstöße wurden den Phönikern noch erleichtert, daß ihnen Völker mit weit niedrigerer Kulturstufe als Handelspartner entgegentraten und sie mit billigen Waren z. B. in Spanien die begehrten Metalle erwerben konnten. Als Orientierung diente ihren Schiffen die nordafrikanische Küste, deren windgeschützte Buchten für die Nacht begehrte Ankerplätze boten.

Da das Nildelta und die Cyrenaika bereits besiedelt waren, lag es nahe, daß nun an der lybischen Küste nach und nach kleine phönikische Niederlassungen gegründet wurden. Ganz im Gegensatz zu den griechischen Gründungsstädten litten die phönikischen Mutterorte eher unter Bevölkerungsmangel. Als Folge davon blieben diese phönikischen Niederlassungen klein und wurden häufig im Winter, wenn der Seehandel aus Witterungsgründen eingestellt werden mußte, von den Bewohnern wieder verlassen. Mit dem Erstarken der hellenischen Stadtstaaten, dem Aufkommen des hellenischen Handels im 9. Jhdt. wurde der phönikische Handel durch die bessere Qualität der Ware der Hellenen aus dem östlichen Mittelmeer nach und nach verdrängt. Die Griechen — nur mit einer schwachen Flotte ausgerüstet — konnten nur mit besserem Angebot, wie guter Keramik, den phönikischen Handel stören. Anstatt nun selbst besseres Handelsgut auf den Markt zu bringen, wichen die phönikischen Stadtstaaten der hellenischen Konkurrenz aus und errichteten weit im Westen festere Handelsplätze.

Auf der Suche nach einem geeigneten, ausbaufähigen Hafen, vom Meer aus leicht zugänglich und vom Land aus schwer angreifbar, fanden sie eine Halbinsel, das spätere Karthago, deren Lage für die Mutterstadt Tyros alle gewünschten Voraussetzungen bot. Hinzu kam, daß diese Halbinsel nahezu auf der Mitte des Handelsweges nach Spanien und nahe Sizilien gelegen ist. Die karthagische Halbinsel, nach Osten weit ins Meer ragend (heute Sidi bou Said), im Westen durch die Landzunge mit dem Festland verbunden (3 bis 4 km breit), im Süden durch den heute versandeten Golf geschützt, war mit ihren langen Sandstränden und sanften



Frachter phönizischer Händler. Grabrelief aus Theben (Neues Reich, 1540—1090 v. Chr.).

Hügeln ein idealer Platz zur Gründung einer neuen Hafenstadt, von der aus der Handel im Westen gesichert werden konnte. Bestimmt war den Phönikern die stille Bucht schon im 11. und 10. Jhd. als Ankerplatz bekannt, vielleicht bestand auch schon eine kleine Niederlassung; doch von einer Stadtgründung können wir erst seit dem 9. Jhd. sprechen.

Nach Timaios — einem sizilischen Griechen des 3. Jhd. v. Chr., dessen Werke nur durch Überlieferung anderer Schriftsteller bekannt wurden, — soll Karthago 38 Jahre vor der ersten Olympiade (776—38 = 814) gegründet worden sein.

Aufschlußreich ist der Name der Stadt: Karthago = Kart Hadascht; was nicht nur Stadt, sondern „neue Hauptstadt“ bedeutet. Demnach wurde Karthago — völlig im Gegensatz zu allen übrigen phönikischen Niederlassungen — von Tyros aus bewußt als selbständiger Stadtstaat gegründet. Dem steht nicht entgegen, daß Karthago Zahlungen einer Geldabgabe an Tyros bis in die Spätzeit hinein leistete, noch als es Tyros längst überflügelt hatte. Dies entsprang wohl eher einer pietätvollen Anhänglichkeit als einem Abhängigkeitsverhältnis.

Karthagos Gründung fiel in die Zeit der Bedrängung phönikischer Städte durch die Assyrer und nur mit Mühe konnte sich Tyros als stärkste Stadt der assyrischen Angriffe erwehren. Die Notwendigkeit, nach Westen auszuweichen und eine neue, feste Stadt zu errichten, wurde dadurch — abgesehen von der hellenischen Konkurrenz — eine Existenzfrage.

Der Gründungslegende Karthagos, ebenfalls von Timaios überliefert, liegt als wahrer Kern wohl ein dynastischer Streit und religiöse Unruhe, verursacht durch die assyrischen Kriege, zugrunde. Elissa, uns durch Virgil als Dido bekannt, Schwester des tyrischen Königs Pygmalion, hatte ihren reichen Onkel Acherbas, Priester

des Stadtgottes Melchart und Gegner des Pygmalion, geheiratet. Als Pygmalion Acherbas ermorden läßt, flieht Elissa nach Cypern. Dort verbindet sie sich mit dem Hohenpriester der Astarte und zieht mit diesem, sowie 80 Dienerinnen der Astarte nach Westen, um Karthago zu gründen.

Wir sehen eine enge Verflechtung von dynastischer Rivalität — Ermordung eines Priesters, eine Tat, die nur in Verfallszeiten möglich ist — und Unterstützung der Gründung durch den Astartekult.

Die Tatsache, daß Dienerinnen der Astarte an der Gründung teilhaben, zeigt, daß von vornherein an mehr als nur an eine Niederlassung von Händlern gedacht war. Interessant an der Gründungslegende ist auch die Erwähnung des Landkaufes. Elissa hatte von einem Stammesfürsten soviel Land erworben, wie sie mit einer in Riemchen zerschnittenen Rinderhaut umgeben konnte. Hieraus läßt sich eindeutig die wohl kaufmännisch kluge, aber friedliche Absicht der Phöniker erklären. Der Siedlungsort wurde nicht, wie sonst in der Antike üblich, erkämpft, sondern gekauft; dafür spricht auch die Zahlung eines Pachtzinses.

Didos Feuertod, durch Virgil romantisiert, hängt eng mit phönikisch-kananäischem Kultbrauch, dem Königopfer, zusammen. Elissa scheint als Gründerin die Funktion einer Sakralkönigin gehabt zu haben. Nach phönikischen Glauben wurden allgemeines Gedeihen und Naturereignisse von Energieladungen bestimmt, die in der Person eines Sakralkönigs oder -königin verkörpert sind. Da die Energie sich langsam verbraucht, kann sie nur durch das Opfer des Königs erneuert werden. Der König wird nach dem Opfertod Mittelpunkt eines neuen Ritus. Durch die heilige Hochzeit, der Vereinigung mit der als Muttergöttin personifizierten Erde (= Gä im griechischen) wird Feldern, Vieh und den Menschen Fruchtbarkeit geschenkt.

Didos Tod entspricht diesem ritualen Grundthema und ist der Beginn einer in Karthago bis zur römischen Zeit üblichen kultischen Form, bleibt doch der Opfertod der Erstlingssöhne adliger und reicher Familien bis in die Spätzeit lebendig. Der Dido-Kult oder, anders ausgedrückt, der Sakraltod, läßt sich archäologisch in der tiefsten Schicht Karthagos, im Tophet, bis in die Mitte des 8 Jhdt. v. Chr. zurückverfolgen und nachweisen.

Gehen wir von der Gründungslegende und der Überlieferung durch Timaios ab, so lassen sich im eben genannten Gebiet des Tophet keine Spuren aus dem 9. Jhdt., der überlieferten Gründungszeit, nachweisen. Außerdem sind von 13 der ältesten Weihbeigaben 9 griechischen Ursprungs. Die Diskrepanz von Funden und Legende, wie Überlieferung läßt sich nur durch die Annahme

einer äußerst kleinen und im 9. Jhdt. noch recht unbedeutenden „Stadt“ erklären (aber eines doch wohl wichtigen Hafens). Erst im späten 8. Jhdt. wird Karthago zu einer aufstrebenden Handelsstadt, erst im 6. Jhdt. schließlich zu einer bedeutenden, in die Geschehnisse der Mittelmeerwelt eingreifenden Macht, da die übrigen phönikischen Handelsorte noch immer im Mutterland unterstanden und erst im 6. Jhdt. in Karthagos Bann gezogen wurden. Ab dieser Zeit wurden dann von dem neuen Hafen an der afrikanischen Küste systematisch strahlenförmig Niederlassungen gegründet oder Verbindungen mit alten phönikischen Häfen aufgenommen.

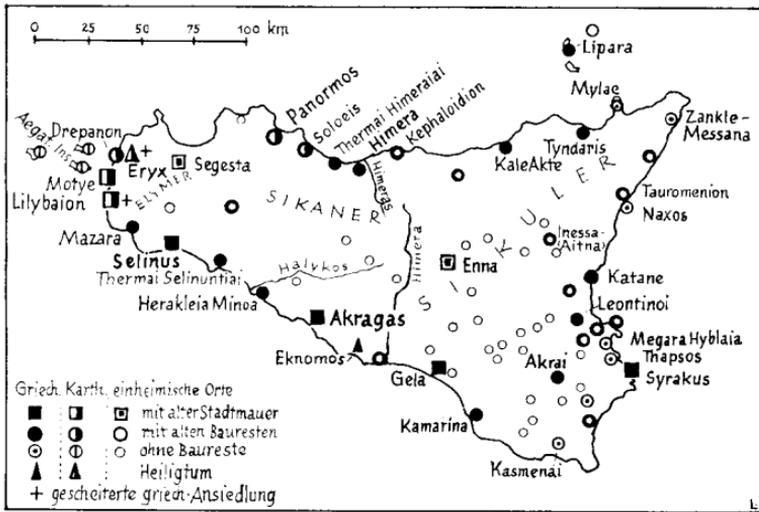
Phönikische wie karthagische Häfen finden sich in Westsizilien, auf Sardinien und Ibiza, an der spanischen Ost-, Süd- und Westküste sowie im Norden Marokkos. Expeditionsfahrten gingen von Karthago aus bis nach Kamerun, vielleicht auch bis England. Das Rhônegebiet blieb allerdings durch das griechische Massalia verschlossen. Italien bzw. Etrurien wurde durch Handelsverträge in den Bereich der Karthager einbezogen. In der Ausdehnung des Handels hatte Karthago gegenüber den Griechen einen knappen Zeitvorsprung. Die griechische Westkolonisation setzte — abgesehen von wenigen Gründungen (Naxos, Syrakus) — einige Jahre nach der ersten Welle karthagischer Handelsexpansion im frühen 7. Jhdt. ein. Karthago behielt auch durch die Verschiedenheit der griechischen Kolonisationsstädte und der karthagischen Handelsorte einen Vorsprung.

Griechische Kolonien wurden im Gegensatz dazu als feste Städte, als selbständige Poleis, die langsam erstarkten, gegründet. Phönikische und karthagische Niederlassungen blieben dagegen meist kleine, von der Mutterstadt abhängige Hafenstädte, Handelsorte ohne Hinterland. Karthago war unter allen phönikischen Niederlassungen die einzige Ausnahme.

Es wird verständlich, daß es nach Festigung und Erstarren der griechischen Kolonialstädte zu einem Konflikt mit Phönikern und Karthago kommen mußte, zumal jetzt die phönikisch-karthagische Handelsmacht nicht mehr — wie einige Jahrhunderte vorher — nach Westen ausweichen konnte.

Die Auseinandersetzungen mit Großgriechenland

Überblicken wir den Raum des westlichen Mittelmeeres, so erkennt man bis zum frühen 6. Jhdt. eine langsame Einkreisung des karthagisch-phönikischen Handelsbereiches durch griechische Kolonialstädte. Im Osten blockiert Cyrene den Handel mit Ägypten.



Griechische, karthagische und einheimische Siedlungen auf Sizilien.

ten, in Sizilien hindern Himera, Selinunt, Agrigent und Syrakus, in Südfrankreich Massalia. Der Versuch des Pentathlos um 580 von Selinunt aus karthagisch-phönikische Städte in Westsizilien zu zerstören, scheiterte zwar, zwang aber Karthago zur Aufmerksamkeit, zumal die Häfen Motye, Soloeis und Panormus (Palermo) die Basis für den Silberhandel mit der iberischen Halbinsel bildeten. Schließlich wurde durch die Einführung des Münzwesens um 550 durch die Griechen die Bedrohung für die Karthager immer stärker. Die griechische Expansion, der ständige Druck auf die westsizilischen Häfen zwangen Karthago zu einer Änderung seiner Politik: Aus einer reinen Handelsstadt erwuchs ein militärischer Machtstaat.

Der Verlust sizilischer Häfen hätte den Handel nach Spanien — die wichtigste Einnahmequelle Karthagos — unterbrochen, Sardinien wäre abgeschnitten worden. Da die Mutterstadt Tyros durch Kämpfe mit Nebukadnezar (585) geschwächt und nicht in der Lage ist, phönikischen, wie karthagischen Siedlungen im Kampf gegen die Griechen zu helfen, übernimmt Karthago die Rolle der Mutterstadt. So bildeten die Auseinandersetzungen griechischer Städte mit phönikisch-karthagischen Häfen in Westsizilien und die Schwäche der Mutterstadt Tyros die Voraussetzung für die Errichtung des karthagischen Reiches.

Karthago ist weiter durch diese Entwicklung zur Aufstellung eines Heeres gezwungen und einer der ersten karthagischen Feldherrn, ein gewisser Malchus, muß in der ersten Hälfte des 6. Jhdt. mit einem karthagischen Heer in Sizilien kämpfen. Nach großem

Erfolg, der Befreiung phönikisch-karthagischer Häfen auf Sizilien, setzte das Heer nach Sardinien über, um dort durch Eroberung — eine völlig neue Politik für Karthago — Land zu gewinnen und sardinische Handelsplätze zu festigen.

Als Malchus nach einer schweren Niederlage von Karthago aus mit seinem Heer verbannt wird, zieht er gegen seine Vaterstadt und läßt 10 Ratsherren hinrichten. Damit entstand eine völlig neue Situation: hier die alte Handelspolitik, unmilitärisch, dort die neue Eroberungspolitik mit allen damit verbundenen Gefahren. Die Stadt stand so in der Mitte des 6. Jhdt. an einer entscheidenden Wende. Nur in den punischen Kriegen sollte Karthago noch einmal eine ähnlich schwere innen- wie außenpolitische Entscheidung fällen müssen.

Hier wird es notwendig, auf die inneren Verhältnisse der Stadt einzugehen.

Die karthagische Regierung lag in den Händen der kaufmännischen Aristokratie. An der Spitze des Staates standen zwei Jahresbeamte — ähnlich den römischen Konsuln. Ihre Namen — Suffetun — leiteten sich von den phönikischen Richtertiteln ab. Den Suffeten stand ein Rat zur Seite. Einigten sich Rat und Suffeten über ein Gesetz oder einen Erlaß, so hatte das Volk keine Entscheidungsgewalt, waren sie sich jedoch uneins, so wurde eine Volksversammlung mit Stimmentscheid abgehalten. In den Händen der Suffeten lag die gesamte politische Leitung des Staates, auch des Heeres; daher werden beide von den Griechen meist als Könige bezeichnet. Nur in Sonderfällen wurde ein Feldherr benannt. Als Malchus nun in der Mitte des 6. Jhdt. mit dem Heer gegen die Heimatstadt zog, änderte er zwar, trotz der Hinrichtung der Ratsmitglieder, nichts an der Verfassung, doch zeigte sich deutlich die Macht eines Feldherrn und wie leicht die Händleraristokratie durch ein Heer gestürzt werden könnte. Obwohl sich die Machtverhältnisse rasch änderten und der Rat um 550 Malchus hinrichten ließ, wurde aus diesem Vorfall die Konsequenz in Form einer Heeresreform gezogen.

Das Heer, dessen Existenz durch die griechische Bedrohung notwendig geworden war, rekrutierte sich von nun an aus Söldnern, die aus allen Stämmen des westlichen Mittelmeeres angeworben wurden. Nur die Offiziere bleiben Karthager. Dem Feldherrn wird von der Regierung ein Kontrollausschuß beigegeben. Die Erfahrung, daß ein Söldnerheer leichter aufgelöst werden kann und für den Staat ungefährlicher ist, sollte sich — bis auf wenige Ausnahmen — bestätigen. Das ideale System der römischen Veteranenkolonie wurde nicht erkannt. Die Bedrohung des Staates durch einen machthungrigen Feldherrn blieb auch nach der

Reform theoretisch immer vorhanden, zumal sich Dynastien in den Magoniden und Barkiden heranbilden; praktisch jedoch blieb der Zug des Malchus ein Sonderfall. Dennoch herrschte seit dem 6. Jhdt. ein ständiges Mißtrauen zwischen Regierung und Militär, ein Umstand, der den Staat lähmte und zum Untergang beitrug.

Hatte Karthago innenpolitisch die Herresreform durchgeführt, so hatte sich auch außenpolitisch die Situation geändert. Karthago, bis zur Hälfte des 6. Jhdt. reiner Handelsstaat, der nur vom Seehandel und durch die Flotte lebte, war nun auch eine militärische Macht geworden, die darauf aus war, die Grenzen auszuweiten, den Staat militärisch zu verteidigen und die Schutzherrschaft über *alle* phönikischen Gründungen im westlichen Mittelmeer zu übernehmen.

Bündnisse mit einzelnen etruskischen Städten — Caere, Tarquinia, Vulci u. a. — hauptsächlich gerichtet gegen griechische Kolonien, stärkten die karthagische Position. Nach der gemeinsamen Seeschlacht bei Alalia/Korsika (540/535) wurde die phokäische Kolonie aufgegeben, die Griechen räumten trotz der gewonnenen Schlacht wegen zu hoher Verluste ihren Siedlungsplatz mit dem Ergebnis, daß Korsika etruskisch und damit karthagofreundlich wurde. Dies hatte auch Auswirkungen auf Sizilien: nur Himera und Akragas begegneten Karthago noch feindlich, besser zurückhaltend, Selinunt betrieb von nun an eine karthagofreundliche Politik.

In der zweiten Hälfte des 6. Jhdt. hatte Karthagos Macht damit den ersten Höhepunkt erreicht. Es hatte sich im westlichen Mittelmeer gegen die Griechen behauptet, die Führung über alle phönikischen Siedlungen übernommen und das Monopol des spanischen Metallhandels gesichert. Der Hauptumschlagsplatz — das von den Phöniziern gegründete Gadir (Cadiz) — durfte nur von karthagischen Händlern benutzt werden. Weitere Handelsverträge sicherten das libysche Gebiet und Sardinien und selbst befreundeten Städten wurde der Handel nur unter Vermittlung eines karthagischen Beamten erlaubt. Die übrige afrikanische Küste, westlich Kap Ferina, wurde ganz für Nicht-Karthager gesperrt. Nur bei Sturm und Verfolgung durften fremde Schiffe die Häfen anlaufen; innerhalb von 5 Tagen mußten sie jedoch, ohne ein Geschäft abgewickelt zu haben, die Küste wieder verlassen. Einzig Sizilien blieb für jeglichen Handel offen. War Karthago im frühen 6. Jhdt. noch von den Griechen bedroht, so hatte sich gegen Ende des Jahrhunderts seine Stellung im westlichen Mittelmeer gefestigt und gegen die griechischen Stadtstaaten durchgesetzt.



Einflußzonen im mittleren Mittelmeer.

Erst in den persisch-griechischen Kriegen, die im frühen 5. Jhd. den gesamten Mittelmeerraum in Bewegung brachten, geriet Karthago erneut mit den Griechen Siziliens in Konflikt, wobei die Voraussetzungen für diese Verstrickung mit den sizilischen Problemen komplizierter als im 6. Jhd. sind.

Um 514 versuchte Dorieus, Bruder eines spartanischen Königs, an der tripolitanischen Küste eine Siedlung zu gründen. Von den Karthagern vertrieben, versuchte er dies aufs neue bei Eryx (Erice) in Westsizilien und fällt im Kampf gegen die Karthager. Zur gleichen Zeit vollzieht sich in der griechischen Welt Siziliens

eine politische Wandlung; es bilden sich die ersten Tyrannen. Gelon, Tyrann von Gela, wird vom syrakusanischen Adel zur Bekämpfung der demokratischen Verfassung nach Syrakus gerufen (485). Er bemächtigt sich der Stadt, erkennt die ideale Lage des Hafens, verlegt seinen Regierungssitz von Gela nach Syrakus und zieht einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung nach. Dieser Machtzuwachs von Syrakus mußte Karthago mißtrauisch machen, besonders, da Gelon schon vor 485 karthagische Siedlungen im Westen Siziliens mit der Begründung, er wolle Dorieus rächen, angegriffen hatte. Aufgrund der Vorgänge in Syrakus schloß Karthago Bündnisse mit Himera, Rhegion und Selinunt, griechischen Städten, die sich ebenfalls von Syrakus bedroht fühlten.

Besonders deutlich wurde dann die Spaltung der Insel in zwei Machtblöcke als Terillos, Tyrann von Himera, nach seiner Vertreibung durch Akragas, Karthago um militärische Hilfe bat. Karthago ließ sich zunächst Zeit und griff erst 480 mit einem Expeditionsheer in die sizilischen Verhältnisse ein. Wie weit ein Zusammenhang mit dem persischen Überfall auf Griechenland (Salamis 480) und dem Kampf Karthagos gegen Akragas und Syrakus bestand, mag dahingestellt bleiben. Sicher hat Karthago von den Absichten der Perser gegen Griechenland gewußt, stellten doch die Phöniker den Persern die Schiffe.

Auf Sizilien entstand ein Wettstreit, da sich Karthago darüber im klaren war, daß es mit Akragas und Syrakus zu hartem Kampf kommen mußte, wenn es Terillos Hilfe leistete. Es ging letztlich um die Vormachtstellung in Sizilien.

Noch war es allerdings nicht das Ziel des karthagischen Heeres unter Hamilkar, die ganze Insel zu erobern, doch sollte mit der Unterstützung der kleineren, Syrakus und Akragas feindlich gesinnten Städte ein Kräftegleichgewicht geschaffen werden. Bei Himera kommt es 480 zum Treffen: Gelon und Hamilkar stehen sich gegenüber. Karthago verliert seine Flotte und die Schlacht. Diese Niederlage war von enormer Tragweite für die folgende Entwicklung Karthagos. Sie schuf die Voraussetzung einer lang andauernden Isolierung der Handelsmetropole. In Sizilien selbst konnten die Karthager allerdings trotz des großen Rückschlages im Westen der Insel ihre Niederlassungen halten und damit den Handelsweg nach Spanien sichern.

Weitere Rückschläge für die karthagische Position folgten auf dem Fuße: zum ersten erlischt durch den Aufschwung Athens nach den Perserkriegen (Marathon 490, Salamis 480, Platae 479) der phönikische Handel im östlichen Mittelmeer gänzlich und zum zweiten verliert Karthago im Westen durch den Aufstieg

Roms ab 510 seine etruskischen Bundesgenossen, die nun selbst um ihre Existenz kämpfen müssen.

Die Reaktion Karthagos auf die Niederlage von Himera war äußerst unklug. Statt den Handel zu intensivieren, die Qualität zu verbessern, um den Griechen gleichwertige Waren entgegenzusetzen zu können, zieht sich Karthago auf den Rest des verbliebenen Gebietes zurück. Dabei war die militärische Niederlage nicht so groß gewesen, daß diese Isolierung einer Notlage entsprechen hätte. Aber die Isolierung wird bewußt betrieben, durch strenge Handelsverträge bekräftigt und konsequent durchgeführt. Es setzt eine klare Abkehr von der griechischen Zivilisation ein — gerade in einer Zeit, als diese der höchsten Blüte entgegengeht. Grund dieser Abkehr ist vielleicht die Furcht vor einer Veränderung der traditionsbewußten karthagischen Regierung und Kultur.

Denn daß die Bevölkerung der griechischen Stadtstaaten mit der Zunahme der Zivilisation häufigen politischen Wandlungen von Aristokratie über Demokratie zur Tyrannis unterworfen war, hatte man in Karthago gesehen. Karthagos Isolierung förderte dagegen das Nationalbewußtsein und bringt damit ein neues Moment in die karthagische Politik: den Versuch, ein afrikanisches Binnenreich aufzubauen, teils durch Eroberung, teils durch Koloniegründungen. Ein phönikisch-karthagisches Charakteristikum wird hier deutlich. Man stellt sich nicht der neuen Situation, wie es Rom später ständig tut, sondern man weicht aus. Die Phöniker waren nach Westen ausgewichen, die Karthager beschränken ihren Handel nun auf unterentwickelte Länder, auf Spanien und Afrika. Auch bleibt der Staat beim Tauschverkehr, erst im 3. Jhdt. wird der Geldverkehr eingeführt. Ebenso entspricht die Eroberung afrikanischer Gebiete diesem Vorgehen, es werden kulturschwächere Völker unterworfen. Die neue karthagische Expansion erstreckt sich von der Cyrenaika bis zur Straße von Gibraltar. Wie groß das durch Hanno eroberte afrikanische Reich gewesen ist, bleibt ungewiß; fest steht, daß es sich bis Thugga — 120 km südwestlich von Karthago — ausdehnte. Die unterworfenen Völker behielten meist einen Teil ihrer Selbständigkeit, erlangten aber nie die Stellung römischer Kolonialvölker, die das römische Bürgerrecht erwerben konnten. Die karthagische Kolonien waren zahlreich, aber klein. Das geht eindeutig aus dem griechischen Wort *emporion* = Marktplatz hervor, nach dem der Küstenstreifen, die Emporia, zwischen Gabes und der Cyrenaika genannt wird.

Wichtigste Siedlung dieses Gebietes wurde Leptis (älteste Funde aus dem 5. Jhdt.), das sich rasch entwickelte und Verwaltungs-

zentrum des Distriktes wurde. Hier war Endpunkt der kürzesten Karawanenstraße durch die Wüste und Umschlagplatz der Handelsgüter aus dem Süden, besonders von Edelsteinen. An der Ostküste war die größte Stadt Hadrumetum mit einem künstlich angelegten Hafen (Funde aus dem 6. Jhdt.), aber auch Sabratha und Oea waren durch den Handel mit Inlandgütern, meist wohl Lebensmitteln, reich geworden. Im Westen wurden im Abstand von etwa 50 km Siedlungen bis zur Straße von Gibraltar angelegt, jedoch erlangten nur Bizerta und Hippo Regius größere Bedeutung. Das afrikanische Reich muß sich auch weit an der Westküste Afrikas nach Süden erstreckt haben, wissen wir doch von Hannos Expeditionen in dieses Gebiet.

Alle Kolonien — auch wenn sie eine eigene Verwaltung hatten — mußten Ein- und Ausfuhrzölle, einige Orte auch direkte Steuern an Karthago zahlen. Häufig mußten sie auch Truppen stellen. Alle Kontakte mit auswärtigen Staaten wurden von Karthago kontrolliert. Es bestanden Verträge, die jeglichen Handel, z. B. mit Rom, verboten. Bestanden dennoch derartige Handelsverbindungen, so wurden sie von karthagischen Beamten überwacht. In Tripolitanien war die punische Herrschaft am härtesten, die Libyer hatten ein Viertel ihrer Einkünfte an Karthago abzuliefern und Soldaten zu stellen.

Die sizilischen Niederlassungen dagegen hatten Sonderrechte und waren relativ unabhängig. Sie führten auch das Münzwesen eher als Karthago selbst ein und konnten mit Rom unkontrolliert Handel treiben.

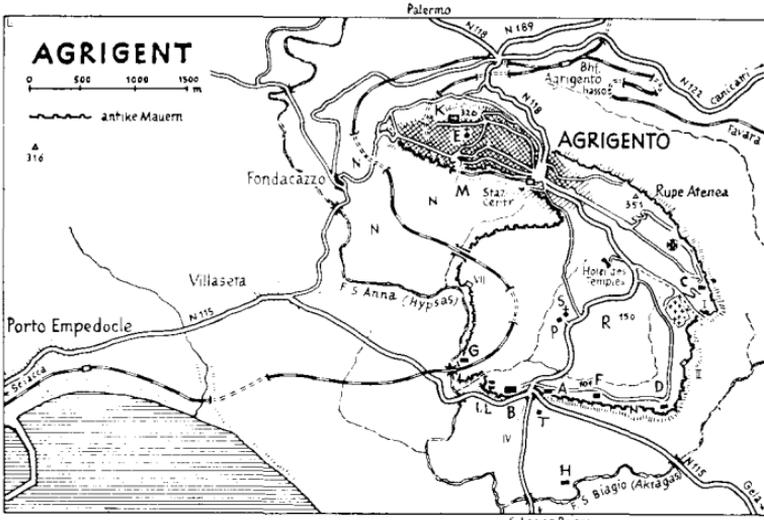
Im Gegensatz zu Rom hat es Karthago nie vermocht, seine Untertanen durch kluge Behandlung an sich zu binden. Es hat nie verstanden, daß Kultur und politische Macht nur durch einen geregelten Staat, ein organisches Gemeinwesen von Gleichwertigen, Grundlage und Kern der Zivilisation und der Macht sind. Die afrikanische Expansion brachte allerdings trotz der unveränderten Haltung Karthagos kulturelle Umwandlungen, besonders im religiösen Bereich, in den einheimische Kulte eindringen; so verdrängt die Göttin Tanit den Gott Baal.

Nach etwa siebzigjähriger Isolierung greift Karthago im späten 5. Jhdt. wieder in die sizilischen Geschehnisse ein. 453 hatte sich Segesta, mit Karthago verbunden, vergeblich um Hilfe bei einer Bedrohung durch Selinunt an Karthago gewandt. Daraufhin kam es zu dem folgenschweren Bündnis Segestas mit Athen und der berühmten Expedition des Alkibiades nach Syrakus. Als sich nach dem Sieg der Syrakusaner 415/14 Segesta abermals an Karthago um Hilfe gegen Selinunt wendet, wird diesmal Unterstützung gewährt.



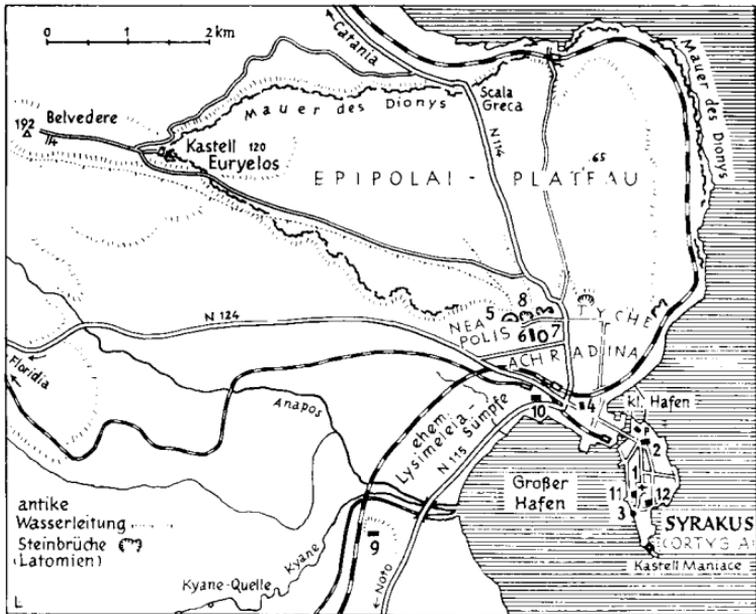
Agrigent, sogenannter Tempel der Juno Lacinia.

Karthago verläßt somit seine selbstgewählte Isolierung und betreibt aufs neue — diesmal in weit stärkerem Maße als früher — eine sizilische Politik, die sich vor allem gegen einen zu starken Machtzuwachs Selinunts, Akragas und Syrakus richtete, aber noch immer nicht auf eine Eroberung der Insel ausgeht. Im Zuge dieser Politik erstürmt der Magonide Hannibal mit dem größten Heer, das Karthago je in Sizilien aufgestellt hatte (angeblich 50 000 Mann), im Jahre 409 Selinunt und Himera, kehrt dann aber, statt die gesamte Insel zu erobern, nach Karthago zurück. Erst nach den Plünderungszügen des syrakusanischen Hermokrates gegen Motye (= Marsalla) und Panormus kommt um 407 abermals ein karthagisches Heer nach Sizilien, nun, um die Insel gänzlich zu unterwerfen. 406 fällt Akragas — damals neben Syrakus und Athen die reichste und kulturell am höchsten entwickelte Stadt der griechischen Welt. Mit dem Fall von Akragas hat Karthago die gesamte Insel in seiner Gewalt, nur Syrakus kann sich erfolgreich gegen jeden Angriff wehren und von hier



- | | |
|--|---|
| A = Herakles Tempel | K = Dom |
| B = Olympieion | M = Museum |
| C = Demetertempel, S. Biagio
und Felsheiligtum der Demeter | N = Nekropolis |
| D = „Tempel der Juno Lacinia“ | P = „Oratorium des Phalaris“ |
| E = S. Maria dei Greci (Athene-Tempel
Tempel E auf der Akropolis) | R = antike Wohnstadt
(hellenistisch und römisch) |
| F = „Concordia-Tempel“ | S = S. Nicolo |
| G = „Vulkan-Tempel“ | T = „Grab des Theron“ |
| H = Asklepios-Tempel | I—VII antike Stadttore |
| I, L = „Dioskuren-Tempel“ und Heilig-
tum der chthonischen Gottheiten | II Gela-Tor |
| | IV Hafens-Tor, Porta Awrea |
| | VII Herakleia-Tor |

aus beginnt 398 dann auch der Gegenangriff unter Leitung des Dionysios mit der Aufforderung an Karthago, die eroberten Städte Akragas, Selinunt und Gela zu räumen. Karthago lehnt ab und beginnt zu rüsten, während Dionysios Motye erobert und Karthago zum Eingreifen zwingt. Syrakus wird auch eingeschlossen, doch muß die Belagerung wegen einer Seuche und eines erfolgreichen Ausfalles des Dionysios abgebrochen werden. Himilko, der karthagische Feldherr, läßt den Rest des Söldnerheeres vor Syrakus und segelt mit den ihm verbliebenen Schiffen nach Karthago zurück. Dieser Mißerfolg hat für Karthago verheerende Folgen. Alle sizilischen Vasallenstädte gehen verloren und im afrikanischen Bundesland bricht ein Aufstand aus, der nur mit Mühe gebannt werden kann. Karthagos Lage ist bedrohlich, doch gelingt es beim Friedensschluß um 393 mit Dionysios, wenigstens die westsizilischen Häfen zu erhalten. Interessant ist dabei ein karthagisches Charakteristikum: Karthago zieht sich nach Niederlagen sofort zurück und ist nicht in der Lage, diese durchzustehen.



Syrakus

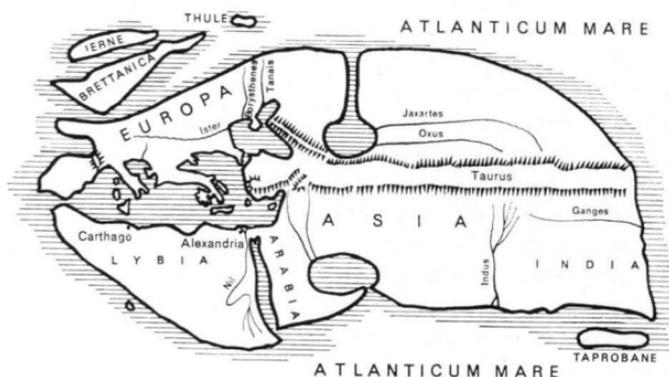
- | | |
|-------------------------------|--------------------------------------|
| 1 Dom (Athena-Minerva-Tempel) | 9 Polichne — Olympieion (Zeustempel) |
| 2 Apollo-Tempel | 10 Röm. Gymnasium |
| 3 Arethusa-Quelle | 11 Nationalmuseum |
| 4 Agora | 12 Pal. Bellomo |
| 5 Griech. Theater | P Post |
| 6 Altar Hierons II. | Ortygia, Neapolis, Tyche und |
| 7 Röm. Amphitheater | Achradina = Antike Stadtteile |
| 8 Nekropole | |

Überblickt man die ersten Jahre des 4. Jahrhunderts, so stellt man fest, daß als Ergebnis der Auseinandersetzungen um Sizilien für Karthago nichts gewonnen wurde. Die Kriege erbrachten letztlich keine territorialen Gewinne, dazu kommt, daß mit dem Aufstieg von Syrakus unter Dionysios ein ernsthafter Gegner erwachsen war. Tatsächlich war nach dem Friedensschluß mit Dionysios um das Jahr 393 eine Teilung der Insel eingetreten, die sich im Grunde trotz zahlreicher, wechselhafter Kämpfe, auch unter den Nachfolgern des Dionysios, nämlich seinen Söhnen, sowie unter Timoleon und Agathokles nicht wesentlich änderte. Von gewisser Bedeutung war allerdings, daß die griechische Kultur, vor allem nach dem Fall von Akragas auf die karthagische Oberschicht Einfluß gewann und daß griechische Kulte in der Stadt Eingang fanden, so etwa der Kult der Demeter. Es gelang der griechischen Kultur allerdings nicht, im großen Umfang einzudringen — dies verhinderte die traditionell konservative Denkweise der karthagischen Bevölkerung.



Syrakus, Fort Euryelos (Castello Eurialo), eines der am besten erhaltenen antiken Festungsbauwerke, 402–397 v. Chr. von Dionysios I. errichtet.

Von größerer Bedeutung ist im 4. Jhd. für Karthago die Zerstörung der Mutterstadt Tyros und der anderen phönikischen Städte durch Alexander den Großen. Die phönikisch-tyrische Bevölkerung assimiliert sich im Mutterland rasch und verliert im neuen Großreich Alexanders ihre Eigenständigkeit. Dies wird sichtbar am Verlust der eigenen Sprache. Karthago bleibt somit als einziger Staat mit phönikischer Tradition übrig.



„Weltkarte“ des Eratosthenes aus Alexandria um 200 v. Chr.

Die Auseinandersetzung mit Rom

Als letzter großer Gegner tritt schließlich das emporstrebende Rom Karthago entgegen.

Schon 508/07 hatte die Stadt in Verträgen mit Rom Handelszonen abgegrenzt. Rom hatte sich damals bereit erklärt, nicht in westlicher Richtung über das Kap Ferina hinauszusegeln und in Afrika wie Sardinien nur mit karthagischer Erlaubnis Handel zu treiben. Beide Parteien hatten damit ihre Handelsbereiche fest abgesteckt. In einem weiteren Vertrag von 348 wird bestimmt, daß Rom nur in Sizilien und Karthago selbst Handel treiben darf. Wir sehen, wie schwach Rom noch ist, wie sehr Karthago die Verträge diktieren kann.

Im 3. Jhd. beginnt Roms Macht zu erstarken. Der erste punische Krieg zeigt eindeutig Roms Kraft, ja er zeigt schon, daß Karthago diesem Staat nicht gewachsen sein wird. Der Anlaß dieser ersten kriegerischen Auseinandersetzung mit Rom war gering. In Kampanien und Messana ansässige Söldner, Mamertiner genannt, hatten um 270/265 syrakusanisches Gebiet geplündert. Um 265 schlug Hieron, Regent von Syrakus, die Messaner in einer Schlacht und trieb sie in ihre Stadt zurück. Daraufhin schickten diese Hilferufe nach Karthago und Rom, die wohl von zwei Stadtparteien ausgingen.

Beide Städte entsenden Hilfstruppen, obwohl Rom und Karthago in einem Vertrag festgelegt hatte, in innersizilische Verhältnisse nicht einzugreifen. Das karthagische Hilfskontingent scheint beim Erscheinen der römischen Truppen Messana verlassen zu haben, jedenfalls schließt Karthago 264 überraschend ein Bündnis mit Syrakus gegen Messana.

Was war geschehen? Das rasche Erscheinen römischer Truppen, das feste, bestimmte und starke Auftreten Roms hatte Karthago alarmiert, und der Stadtstaat sah — völlig richtig — jetzt nicht mehr in den Griechen den Hauptgegner, sondern in Rom, daher ein Bündnis mit der stärksten griechischen Stadt.

Syrakusaner und Karthager belagern das von Römern besetzte Messana. In einer Entscheidungsschlacht siegt Rom unter den Konsuln Valerius und Otacilius, daraufhin löst Hieron das Bündnis mit Karthago und geht in das römische Lager über. Karthago steht nun allein, schließt aber keinen Frieden, wohl in der Meinung, daß Rom ohne große Flotte nicht schaden könne. Mit dem Bau einer römischen Flotte ab 261 wendet sich das Blatt; Rom wird zum gefährlichen Gegner. — Schon hier zeigt sich, wie konsequent es vorgeht und Siege ausnützt. Zielstrebig packt Rom jeweils das Nötige an; jetzt war der Bau einer Flotte

— für Rom etwas Neues — erforderlich. Seine Absicht wird deutlich — die Beherrschung Siziliens und des Handels.

Ein Wetttrüsten beginnt, das größte der antiken Welt — abgesehen von dem Aufzug persischer Truppen gegen Griechenland 490—480. Zunächst schwankt das Kriegsglück; in einigen Seeschlachten bleiben die Karthager Sieger, aber auch Rom, die jüngste Seemacht des Mittelmeeres, vermag die karthagische, geübte Flotte zu schlagen und bleibt in Einzelgefechten durch die Erfindung des Rammsporns und der Enterbrücke Sieger. Schlimmer noch, Roms unbeugsame Energie und sein selbst nach großen Niederlagen ständig sich erneuerndes Heer macht Karthago schwer zu schaffen. Karthago muß seine frühere Politik, sich nach Niederlagen zurückzuziehen, aufgeben. Es spürt, daß es hier um einen Entscheidungskampf geht, bei dem es nur einen Sieger geben kann.

Nach einer vernichtenden Niederlage der karthagischen Flotte bei Drapana 242 wird Hamilkar Barkas — Vater des bekannten Hannibal — beauftragt, mit Rom einen möglichst günstigen Frieden zu schließen, um neue Kräfte zu sammeln. Doch der Friede fällt für Karthago hart aus. Sizilien muß geräumt, Syrakus darf nicht angegriffen, und innerhalb von 10 Jahren müssen 3200 Talente an Rom gezahlt werden.

Der erste Waffengang mit Rom hatte Karthago in eine äußerst schwierige Lage gebracht; Sizilien war verloren, die Flotte, trotz der griechischen Seemacht, bisher die stärkste im westlichen Mittelmeer, war geschlagen. Rom hat sich in rascher Zeit — innerhalb des knapp zwanzigjährigen Krieges — von einer Landmacht zu einer Seemacht entwickelt und hatte außerdem mit dem Erwerb von Sizilien ein wichtiges Nachschubgebiet und eine neue Handelsbasis gewonnen. Karthago war verdrängt worden und mußte sich, wenn es bestehen bleiben wollte, um neue Stützpunkte bemühen. Allein Spanien blieb übrig. 231 sind bereits Hasdrubal und Hannibal als Feldherren in Spanien, um die iberische Halbinsel für Karthago zu unterwerfen.

Als eine Gesandtschaft von Massalia — Verbündeter Roms — Hasdrubal fragt, was er in Spanien wolle, gibt er die kluge Antwort: er müsse die Gelder beschaffen, die Rom im Friedensvertrag von 241 gefordert habe. Auch hier bleibt Rom wachsam: nach Gründung der Stadt Cartagena greift es mit dem Ebrovertrag in die karthagisch-spanische Expansion ein. Der Ebrovertrag (226), der das Überschreiten des Flusses nach Norden durch karthagische Truppen verbietet, soll später zum zweiten Konflikt mit Rom führen.

Als der junge Hannibal mit 25 Jahren die militärische Führung in Spanien übernimmt, tritt eine Wende in der Geschichte Karthagos ein. Hannibal, in Spanien erzogen und im Heerlager aufgewachsen, war nicht gewillt, sich von Rom Vorschriften machen zu lassen oder gar die karthagische Rückzugspolitik fortzusetzen. Hannibal war der erste Karthager, der eine aktive Behauptungspolitik befürwortete, der sich der Tatsache wohl bewußt war, daß die stete Rivalität unausweichlich zu einer Auseinandersetzung führen mußte. Hannibal stand hierbei allein und nicht zuletzt deswegen mußte er scheitern. Der Stadtrat Karthagos verstand seine kraftvolle, an Rom geschulte Politik nicht und läßt ihn später in Italien im Stich.

Die Entscheidung Hannibals, das südlich des Ebro gelegene, Rom verbündete Sagunt anzugreifen, zeigt schon früh Hannibals Absicht: Krieg mit Rom. Hannibal sah mit Recht in Rom den gefährlichen Gegner und auch mit Recht nur im Gegenangriff die einzige Rettung. Daß Hannibal trotz seiner Erfolge am Trasimenesischen See und bei Cannae Rom nicht niederzwingen konnte, lag wohl an zwei Gründen: einmal hatte Roms geschickte Bündnispolitik eine gewisse innere Festigkeit innerhalb der italischen Völker geschaffen, daß kein wichtiger Bundesgenosse — abgesehen von Capua abfiel und — Rom konnte immer wieder neue Truppen ausheben, während Hannibal auf sich allein angewiesen war, Karthago hatte immer noch nicht gelernt, Siege auszunutzen.

Der Untergang Karthagos

Als Scipio 204 in Afrika landet, ist es für Hannibal und für die Sendung von Nachschub nach Italien bereits zu spät. Hannibal ist als ungeschlagener Feldherr gezwungen, seine Heimat zu verteidigen und nach Afrika zurückzukehren. In der berühmten Schlacht von Zama (Sidi Gouseff) stehen sich die besten Feldherren der Zeit gegenüber. Der Sieg des Scipio zwingt Karthago in die Knie. Der Untergang der Stadt ist aus dem Friedensvertrag herauszulesen: nur 10 Schiffe werden der einst so stolzen Seemacht zugestanden, außerdem mußten alle Elefanten abgeliefert werden und 50 Jahre lang 200 Talente jährlich gezahlt werden. Das afrikanische Land südlich Karthagos wird Masinissa, einem numidischen Stammesfürsten, zugesprochen; nur der Küstenstreifen der Emporia bleibt Karthago erhalten.

Daß sich Karthago finanziell nach diesem Friedensvertrag dennoch rasch erholte und schon 191 die gesamte Kriegsschuld zahlen

will, bleibt ein Phänomen und zeigt die Handelstüchtigkeit des Staates. Doch die militärische Schwäche bleibt bestehen. Karthago — durch den Friedensvertrag gehindert — ist nicht in der Lage, sich der Angriffe Masinissas zu erwehren. Als Masinissa die Emporia erobert — durch Rom gedeckt — bricht in Karthago Empörung aus; die Bevölkerung ruft zum Eingreifen auf. Rom sucht zwar in zwei Schlichtungsversuchen den Frieden mit Masinissa herzustellen, aber Karthago ist zu sehr eingekreist und bedroht. So kommt es schließlich zum letzten verzweifelten Kampf gegen Scipio, der nach dreijähriger Dauer mit der Zerstörung Karthagos endete. Die Schilderung Appians, der wahrscheinlich ein verlorengegangener Bericht des Augenzeugen Polybios zugrunde lag, veranschaulicht die Erbitterung auf beiden Seiten: „Die Straßen, die vom Marktplatz zur Byrsa führten, waren von sechsstöckigen Häusern flankiert, von denen aus die Verteidiger die Römer mit einem Geschoßhagel überschütteten. Sobald die Angreifer in die Gebäude eindrangen, ging der Kampf auf den Dächern und auf den Planken weiter, die man über die Lücken gelegt hatte. Viele wurden zur Erde hinunter oder auf die Waffen der Kämpfer in den Straßen geschleudert. Scipio befahl, dieses ganze Viertel in Brand zu stecken und die Trümmer wegzuräumen, um seinen Truppen einen besseren Durchzug zu verschaffen, und als das geschehen war, stürzten zugleich mit den Mauern die Leichen vieler Menschen herab, die sich in den oberen Stockwerken versteckt hatten und dort verbrannt waren, und zugleich mit ihnen andere, die noch lebten, verwundet oder schwer verbrannt. Scipio hielt Soldaten bereit, um die Straßen für den raschen Vormarsch seiner Leute zu räumen. Tote und Lebende wurden gemeinsam in Gruben geworfen, und oft geschah es, daß solche, die noch nicht tot waren, von den dahintrabenden Pferden der Reiterei zertrampelt wurden, nicht mit Absicht, sondern in der Hitze der Schlacht.“ *

Die Bedeutung, die der Vernichtung der Stadt bereits in der damaligen Zeit beigemessen wurde, war ungeheuer groß. Die rücksichtslose Durchführung der Zerstörung Karthagos öffnete Rom den gesamten Mittelmeerraum und war der Wendepunkt in der Geschichte dieser Stadt. Lassen wir noch einmal Appian zu Wort kommen:

„Scipio blickte auf die Stadt, die seit ihrer Gründung über 700 Jahre lang geblüht, so ausgedehnte Gebiete, Inseln und Meere beherrscht hatte und an Waffen, Flotten, Elefanten und Geld so reich gewesen war wie die größten Reiche, die sie übertroffen hatte an Kühnheit und hohem Mut, da sie, obgleich all ihrer Waffen und Schiffe beraubt, drei Jahre lang einer schweren Be-

lagerung und Hungersnot getrotzt hatte, und die nun in völliger Zerstörung ein Ende nahm, und es heißt, er habe geweint und offen das Schicksal des Feindes beklagt. Nachdem er lange darüber nachgedacht hatte, daß nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch Städte, Völker und Reiche unausweichlich untergehen müssen, und auch über das Schicksal Trojas, der ehemals ruhmreichen Stadt, über den Sturz der assyrischen, medischen und persischen Reiche und über die erst kürzlich erfolgte Vernichtung des strahlenden Königreiches der Makedonier, führte er mit Absicht oder unbewußt Hektors Worte aus dem Homer an: „Kommen wird einst der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt, Priamos und das Volk des lanzenkundigen Königs.“ Und als Polybios, der bei ihm war, ihn fragte, was damit gemeint sei, wandte er sich zu ihm, nahm ihn bei der Hand und sagte: „Das ist eine ruhmreiche Stunde, Polybios, und dennoch ergreifen mich Furcht und Vorahnung, daß eines Tages das gleiche Schicksal auch mein Vaterland befallen wird.“ **

Literaturhinweise:

Bengtson, Hermann: Griechische Geschichte, München 1960

Meyer, Eduard: Geschichte des Altertums, 5 Bände, Stuttgart 1884—1902

Kirsten, Ernst: Nordafrikanische Stadtbilder, Ludwigsburg, 2. Auflage 1966

Warmington, B. H.: Karthago — Aufstieg und Untergang einer antiken Weltstadt, (London 1960) Wiesbaden 1963

* zitiert nach B. H. Warmington, a. a. O. Seite 252.

** zitiert nach B. H. Warmington, a. a. O. Seite 258.

GLANZ UND ELEND DES RÖMISCH- AFRIKANISCHEN CHRISTENTUMS

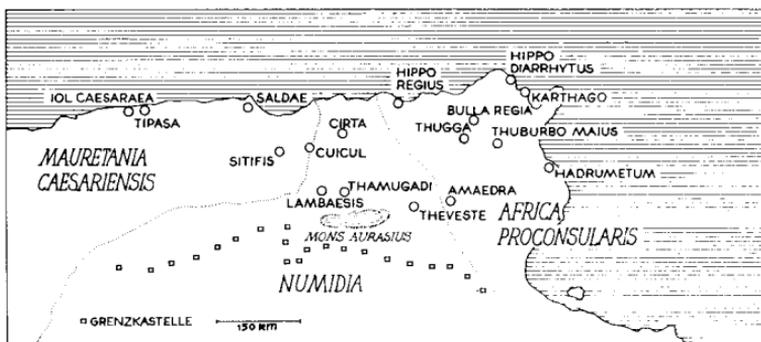
Man braucht keinem Teutonismus zu huldigen, um das Bild faszinierend zu finden: Ein germanischer Heerkönig thront in Karthago, ein gewaltiges Reich beherrschend, Flotten und Heere aussendend, vor denen Rom zittert wie auch das stolze Byzanz. Noch sind in seinem Volk Erinnerungen lebendig an den abenteuerlichen Treck durch Ost- und Westeuropa, ja sogar, wie an ein goldenes Zeitalter, an das friedsame und gesicherte Leben am Fuß des schlesischen Riesengebirges. Man hat sich durchgeschlagen durch einen Kontinent, der erschüttert war von Kämpfen, in die man allenthalben hineingerissen wurde, Kämpfen mit den von Chinas Grenzen kommenden Hunnen, mit Goten, Oströmern, Weströmern, Galliern, Iberern und Mauren; und, so mußte man es sehen, man hat sich zu alledem noch der wahren Religion geöffnet, die einem auf allen Schlachtfeldern den Sieg verlieh: Fluch über alle, welche diese reine Religion verfälschen, Fluch und Verfolgung! Welcher Horizont, welches Abenteuer, welche Spannweite des Lebensgefühls; und doch ist es, sieht man näher zu, ein grauenvolles Bild, beherrscht von düsteren, blutigen Farben.

Und so verhält es sich auch mit dem Gesamtbild der Geschichte des nordafrikanischen Christentums. Weite Horizonte, abenteuerliche Schicksale, großangelegte Lebens- und Geisteszuschnitte im Einzelnen wie im Ganzen; aber diese Geschichte ist doch im Grund eine einzige Tragödie, eine einzige Kette von Unheil und Verhängnis. Doch wie das in der Tragödie immer ist, die Kette funkelt auch vom Glanz edelster Kleinodien, die in sie eingefügt sind. Zeigt doch die echte Tragödie niemals nur Schurken hier und Edle da, nur Frevler auf der einen und Reine auf der andern Seite, sie zeigt vielmehr, daß dem hehrsten Glanz immer Schuld und Elend zugestellt sind. Oidipous ist kein Unschuldiger und Kreon kein Bösewicht. Wenn wir die notvolle Geschichte des nordwestafrikanischen Christentums betrachten, sollten wir keinen Augenblick diese Regel der großen Tragödie vergessen. Wir müssen gerecht abwägen, um zu verstehen, und wir müssen verstehen, wenn wir gerecht und das heißt historisch urteilen wollen. Es scheint mir nötig zu sein, diese Vorbemerkung zu machen, ehe von der bluttriefenden Geschichte des christlichen Nordafrika die Rede ist. Sie soll nicht erzählt werden, um die seit Jahrhunderten gängigen Anklagen gegen das Christentum wieder

auffrischen zu helfen, sondern, im Gegenteil, um zu zeigen, daß und wie und, soweit das überhaupt beantwortet werden kann, warum selbst die Anhänger jener sittlich so hochstehenden Religion, die auf die Botschaft des Nazareners von der Liebe zurückgeht, sich gegenseitig verfolgen, ja hassen konnten. Wer es richtig versteht, wird demütig. Er richtet die anklagende Frage schließlich an das eigene Herz.

Alt-Afrika

Das Gebiet der afrikanischen Kirche umfaßte in römischer Zeit die drei Provinzen Africa Proconsularis mit der Hauptstadt Karthago, Numidien und Mauretaniens, also den Bereich, der vom heutigen mittleren Libyen, d. h. etwa der Großen Syrte, bis Marokko reicht; seit Diokletian war das Gebiet dann in sechs Provinzen eingeteilt. Die Bevölkerung war vorwiegend berberisch mit einer starken punischen und römischen Beimischung; auch die jüdische Diaspora spielte eine nicht unbedeutende Rolle: auf die christliche Missionspredigt in den Synagogen dürfte überhaupt der Ursprung der mächtigen afrikanischen Kirche zurückzuführen sein.



Die römischen Provinzen des mittleren Nordafrika.

Es war ein altes Kolonialland. Die Berber, in unabhängige Stämme gegliedert, deren Lebenselement größtenteils das ungebundene Schweifen in weiten Räumen war, konnten nur langsam von den Puniern und Römern an die sesshafte Lebensweise gewöhnt werden. Doch die in der Provinz aufblühende Landwirtschaft brachte dann unerwarteten Wohlstand, von den wirtschaftlich florierenden Städten her breitete sich das Kulturland immer weiter in die rigide Steppe aus, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß die kunstvollen Bewässerungssysteme kei-

nen Augenblick vernachlässigt wurden: das verlangte eine äußerst exakt funktionierende Organisation in Verwaltung und Wirtschaft. Sobald, wie es dann in der Wandalenzeit der Fall war, die Ordnung auf den Gütern sich lockerte, verödeten die vorgeschobenen Anbauzonen sofort und so gründlich, daß erst in heutiger Zeit mit modernen Hilfsmitteln an ein Aufholen gedacht werden kann.

Vielleicht liegt hier der tiefste Grund für eine spezifische religionspsychologische Eigenart des afrikanischen Christentums in römischer Zeit. Nirgendwo sonst ist die Frage der Ordnung und Organisation so stark zum beherrschenden theologischen Thema geworden wie in der afrikanischen Kirche! Das gilt auch und gerade für die größten Gestalten der nordafrikanischen Kirchengeschichte Tertullian, Cyprian und Augustin. Man wollte hier, auch in der Religion, alles ganz eindeutig geregelt wissen, wollte Klarheit und Sicherheit haben gerade in den Fragen, die, obenhin betrachtet, zu den offensten gehören, in den Fragen der ewigen Zukunft. So nehmen hierzuland Streitigkeiten um die Gültigkeit der Buße und Vergebung, um die Vollmacht der Bischöfe und Priester, um die heilsame Wirksamkeit der von diesen gespendeten Sakramente, schließlich und endlich um die wahre Kirche und Religion weit schärfere Formen an als anderswo. Es wäre natürlich verkehrt, geistige Phänomene von so säkularer Bedeutung wie die Theologie des Augustin oder den Dissensus von Arianismus und Orthodoxie rein kausal auf wirtschaftliche und gesellschaftliche Faktoren zurückzuführen, wie das heutzutage bedauerlicherweise Mode geworden ist; aber es wäre ebenso verkehrt, die unbestreitbaren Zusammenhänge zwischen dem Geistigen und Materiellen allzu gering zu achten. Eine mehr als jahrtausendlange kontinuierliche Entwicklung der allgemeinen Lebensverhältnisse hinterläßt selbstverständlich ihre Spuren in der Psyche der Gemeinschaft und des Einzelnen; das wesentliche ist dann freilich immer noch, die einzigartige, kontingente Geistigkeit eines Menschen, einer Gemeinschaft oder einer Idee zu erfassen und gerecht zu würdigen.

Anfänge des Christentums

Wir dürfen vermuten, daß schon im ersten Jahrhundert christliche Gemeinden auf nordafrikanischem Boden entstanden sind, historische Belege dafür gibt es jedoch nicht. Erst mit dem Jahr 180 finden wir uns auf historisch gesichertem Boden; in dieses Jahr, in dem Kaiser Commodus die Regierung antrat, fällt das

Martyrium einer Christenschar aus Scili in Numidien, sowie, ebenfalls in dieser Provinz, des Namphamo und des Miggin, wovon glaubhafte Berichte und Inschriften zeugen. Um 202/3 sterben in Karthago fünf Katechumenen — Gläubige, die sich auf die Taufe vorbereiten — den Märtyrertod, darunter die beiden jungen Frauen Perpetua und Felicitas: wer die Ruinen von Karthago besucht hat, wird sich der kleinen Gedächtnis-Kapelle im Amphitheater erinnern; der Zeugentod dürfte sich freilich an anderer Stelle abgespielt haben.

Diesen frühen Martyrien sollten in Afrika noch zahlreiche folgen; und die Kette reißt auch in christlicher Zeit nicht ab. Im Donatistenstreit und während der Wandalenherrschaft werden es dann gar Christen sein, die gegen Christen Gewalt anwenden!

Christenverfolgungen

Welchen rechtlichen Hintergrund hatten die Christenverfolgungen in dem so rechtsbeflissenen römischen Staat? Die Quellenlage ergibt darüber nicht allzuviel. Tertullian spricht von einem „Institutum Neronicum“, also einer durch Nero veranlaßten Sonderanordnung, doch ist diese sonst nirgendwo belegt. Neuerdings vermutet man, daß in flavischer Zeit, am Ende des ersten Jahrhunderts, ein senatorisches Sondergesetz gegen die Christen ergangen sei, doch kommt man dabei über eine an sich einleuchtende Vermutung nicht hinaus. Sicher ist erst ein Edikt des Septimius Severus von 201, durch welches Übertritte zum Judentum und Christentum unter Strafe gestellt wurden; wobei freilich ergänzend zu erwähnen ist, daß die Religionspolitik der Severer im allgemeinen dem Christentum gegenüber nicht unfreundlich war, besonders in der Spätzeit dieser Dynastie; hat doch Alexander Severus den Gedanken erwogen, „Christus“ unter die Götter aufzunehmen, ja er soll in seiner Palastkapelle sogar eine Christusstatue aufgestellt haben — freilich unter zahlreichen anderen Götterbildern des antiken Pantheons.

Erst um 250 ändert sich die Rechtslage grundsätzlich; bis dahin aber scheint es, daß im großen und ganzen die sogenannten Christenprozesse, vielleicht mit Ausnahme des Falls des Apostels Paulus, überhaupt keine Gerichtsverfahren waren, sondern reine „Verwaltungsakte“. Mommsens These hat immer noch viel für sich: gegen die Christen wurde nicht auf dem Weg der „Judikation“ vorgegangen, sondern auf dem der „Magistratischen Koerzition“. Der wegen seines Christenglaubens an die Behörde Denunzierte wurde zwar in einer Art Verhandlung verhört, aber

ein Prozeß war das nicht. In diesem Verhör wurde ihm die Auflage erteilt, das übliche Opfer darzubringen; weigerte er sich, so galt er als überführt. Das christliche „Nomen ipsum“ genügte zur Todesstrafe, die meist in der Form vollstreckt wurde, wie sie für Hochverrat gängig war: durch Feuertod, Volksfesthinrichtung, Tierhetze oder Kreuzigung. Freilich waren Christenverfolgungen bis 250, im Verhältnis zur Gesamtzahl der Gläubigen, doch recht selten. Anonyme Anzeigen wurden nicht berücksichtigt, und Denunziationen galten allgemein, wie auch Trajans bekannter Brief an Plinius zeigt, als ehrenrührig. Von sich aus schritten die Behörden überhaupt nicht ein; kam es in seltenen Fällen doch zu einer Anzeige, dann lief freilich der fürchterliche Automatismus der Koerzition ab. Die Hintergründe dieser Einstellung der Behörden sind uns aus den Quellen nicht ganz erkennbar. Schon Nero konnte, nach Tacitus, auf allgemeine Zustimmung hoffen — die er dann freilich doch nicht im erwarteten Ausmaß fand —, wenn er die Christen als mutmaßliche Verantwortliche für den Brand Roms züchtigte. Den Christen traute man eben alles zu; hörte man nicht die seltsamsten, ja abscheulichsten Dinge über ihre geheimen Kulte, zu denen selbst die Aufnahmewilligen drei Jahre lang nicht zugelassen wurden? Da wurden Menschen ertränkt (Taufe!), wurde Menschenfleisch gegessen (Abendmahl!); daß sie Unzucht trieben, galt als selbstverständlich, dazu leugneten sie die Götter und opferten dem Kaiser nicht. Mag sein was da will, schreibt Tertullian, wenn der Tiber über seine Ufer steigt, wenn die Nilschwelle ausbleibt, wenn die Erde bebt, wenn Hungersnot und Pest wüten, gleich schreit man: *Christianos ad leonem*, die Christen vor die Löwen (Apol. 40). Jede Emotion im Volk konnte Schrecken und Tod in die Gemeinden bringen. Und darin bestand das eigentlich Furchtbare ihrer Lage, mochten die Verfolgungen auch so selten sein, daß Origenes noch um 244 schreiben konnte, die Blutzügel Christi seit Anfang seien leicht zu zählen. Wenig später sollte dieser große Kirchenvater selbst zu ihnen gehören; an den Folgen der erlittenen Tortur starb er 254.

Um 250 änderte sich die Situation schlagartig und grundsätzlich, da Kaiser Decius zum tausendjährigen Jubiläum Roms die schwindende altrömische *Virtus* wieder herstellen wollte. Den Grundschaden sah er in jenen zahlreichen neuen Sekten, welche den alten Glauben unterhöhlten und die Götter erzürnten, seinen Hauptfeind in den verhaßten Gemeinden der Christen. So erließ er das erste Ausnahmegesetz gegen das Christentum. Hiermit sollte nun nicht mehr so sehr der Einzelne getroffen werden, als vielmehr die Kirche als Gesamtorganisation. Nach dem bald

danach erfolgten Tod des tapferen Imperators im Krieg gegen die Goten (251) kam es noch einmal zu einem Höhepunkt des Kampfs gegen die Kirche unter seinem Nachfolger Valerian; nachdem dieser aber um 259 in persische Gefangenschaft geraten war, hörte der Druck auf. Die Kirche konnte sich dann jahrzehntelang von der durchlittenen Drangsal erholen und auf den Endkampf vorbereiten, den sie kommen sah.

Die Stunde des großen Martyriums schlug im Winter 303/4, als in Nikomedien der Caesar Galerius den ihm übergeordneten Diokletian zu überreden wußte, sein Lebenswerk zu krönen, indem er der politischen Befriedung die geistige folgen ließ: und das könne nur geschehen, wenn endlich das Christentum beseitigt würde, um jener im Heer üblichen römischen Einheitsreligion Platz zu machen, die aus einer Mischung von Kaiserkult, Lageraberglauben und neuplatonischer Spekulation bestand. Nach jahrelangem blutigem Wüten endete diese Verfolgung, die den im heutigen Split seinen Ruhestand verbringenden Diokletian noch überlebte, endete die letzte große Reichsverfolgung mit dem vorläufigen Nachgeben des inzwischen innerlich gebrochenen Galerius (311), und dem Mailänder Toleranzedikt des Konstantin und Licinius (313).

Abfälle

Wir mußten kurz auf die Gesamtgeschichte der Christenverfolgungen eingehen, weil sie für die Kirche und Theologie Afrikas entscheidende Bedeutung hatte. Im Lauf der Verfolgungen, schon vor Decius, kam es selbstverständlich sehr viel häufiger als zu Martyrien auch zu Abfällen, die sogar zeitweise den Charakter einer Massenbewegung annahmen. Selbst der große Cyprian war in der decischen Verfolgung geflohen, was ihm die rigorosen Afrikaner erst wirklich vergaben, nachdem er dann unter Valerian den Zeugentod erlitten hatte (258). Die in der Verfolgung Abgefallenen nannte man „lapsi“ und unterschied des Näheren bei diesen vor allem drei Gruppen, die „sacrificati“ (solche, die geopfert hatten), die „turificati“ (solche, die Weihrauch gestreut hatten), und die „libellatici“ (solche, die sich durch Bestechung ein „libellum“, eine Bescheinigung, daß sie zu den Opferern gehörten, beschafft hatten). In der diokletianischen Verfolgung spielten dann unter den lapsi noch eine besondere Rolle diejenigen kirchlichen Amtsträger, welche die heiligen Schriften an die Behörden ausgeliefert hatten, die „traditores“. Was sollte nun aber mit diesen angesichts oft entsetzlicher Martern Schwachge-

wordenen geschehen, wenn sie sich nach Nachlassen der Verfolgung bußfertig wieder um Aufnahme in der Kirche bemühten? Diese Frage führte noch zu besonderen Weiterungen, wenn es sich um Priester oder gar Bischöfe handelte. Konnten solche Todsünder jemals wieder ein gültiges und also das ewige Heil vermittelndes Sakrament spenden? Und was war etwa in solchen Fällen zu sagen, wo erst lang nach dem Geschehen herauskam, daß ein Priester ein traditor gewesen war? Inzwischen hatte er vielleicht zahlreichen Gemeindemitgliedern die Sakramente gespendet, darunter möglicherweise auch getauft — damals vorwiegend noch Erwachsene! —, und solche Getauften konnten mittlerweile gar entschlafen sein — mit Sakramenten versehen, die ein Todsünder gespendet hatte; galten nun diese Sakramente, oder war der arme Täufling für ewig verloren?

Theologische Streiter

Um diese Fragen entbrannten heftige Streitigkeiten — besonders in der afrikanischen Kirche. In der Mitte des dritten Jahrhunderts war es vor allem der novatianische Streit, der sich zu einem allgemeinen „Ketzertaufstreit“ auswuchs. Von der diokletianischen Verfolgung ab zieht sich dann der letztlich auf den novatianischen zurückgehende donatistische Streit weit über ein Jahrhundert hin. In diesen Streitigkeiten wird die afrikanische Kirchenprovinz stark erschüttert, zugleich aber auch angetrieben, theologische Lehren zu entwickeln, die, ob man sie billigt oder nicht, jedenfalls für die Ordnung der Kirche und das Verständnis von der Gnadenvermittlung von epochaler Bedeutung sein sollten. Tertullian aus Karthago (160-223), Cyprian (201-258), karthagischer Bischof, aber eigentlich Patriarch von ganz Afrika, und Augustin aus Thagaste in Numidien (354-430), der Bischof von Hippo Regius, dem heutigen algerischen Anaba (Bône), waren die drei überragenden Theologen, durch die das afrikanische Christentum die abendländische Kirche und Theologie maßgebend beeinflusst hat.

Die Hintergründe dieser Streitigkeiten haben wir durch die Fragen zu charakterisieren versucht, die gegenüber der Wiederaufnahme der lapsi aufbrachen. Den modernen Menschen ganz allgemein, in der Christenheit unserer Zeit besonders den Protestanten, muten diese Fragen fremdartig an; ja eine Religiosität, die sich zu solchen juristischen Kniffligkeiten versteigt, mag sogar abstoßend wirken, besonders für denjenigen, der eine tolerante Religiosität im Sinne von Lessings Ringparabel bejaht. Es

soll hier, wie es im Kreis der Karawane selbstverständlich ist, keiner religiösen Auffassung zu nahe getreten, für keine bestimmte theologische Richtung geworben werden; ich versuche lediglich, das sei nochmals betont, zu einem historischen Verständnis beizutragen und damit ein gerechtes Urteil zu ermöglichen.

Dabei kann ich freilich nicht verschweigen, daß mir manche der damaligen, besonders in Nordafrika eingeschlagenen Denkrichtungen als für die Entwicklung der christlichen Religion verhängnisvoll erscheinen. Ohne konfessionalistisch Partei zu ergreifen, meine ich doch, daß damals ein übersteigertes juristisches Denken in den christlichen Geist einzog, welches der lebendigen Religiosität nicht immer gut getan hat und zu mancher Erstarrung und Verhärtung führte. Ich sehe mich mit dieser kritischen Einstellung aber in guter Gesellschaft von heutigen Theologen aller Konfessionen. Ob es wirklich angeht, die Gnade Gottes so sehr von theologischen Richtigkeiten abhängig zu machen, die Dinge also soweit zu objektivieren und sowenig auf die subjektive Frömmigkeit zu sehen, wie es damals der Fall war? Die Problematik einer solchen Grundeinstellung zeigt sich am deutlichsten in der Frage der Todsünden.

Todsünden

Die Alte Kirche kannte dreierlei Todsünden, die vom ewigen Heil ausschlossen, also den ewigen Tod herbeiführten: Mord, Hurerei und Götzendienst. Letzterer wurde gesehen vor allem im heidnischen Opfer. Seit dem ausgehenden ersten Jahrhundert war die allgemeine Auffassung die, daß Christen, die sich solcher Sünden nach der Taufe schuldig gemacht hatten, mit keiner Vergebung mehr rechnen dürften (vgl. Hebr. 6,6), da ja die sündenabwaschende Taufe nur einmal gespendet werden konnte. Auch der Jurist Tertullian hielt grundsätzlich, wenn auch mit leichter Abschwächung, an dieser rigoristischen Auffassung fest, was verständlich ist durch seine tiefe, durch und durch ethisch bestimmte Frömmigkeit. Freilich wird so die Taufe, wie eben gesagt, doch mehr als ein rechtlicher Akt verstanden, denn als ein Gnadenzeichen, an das man sich dankbar erinnern darf. Aber die Afrikaner wollten nun einmal alles ganz genau wissen und exakt fixiert haben! Ihre Sakramentsauffassung war vielleicht noch stärker juristisch ausgeprägt als die der ebenfalls stark am formalen Recht orientierten Römer; und das blieb auch später so, als besonders unter dem Einfluß des ursprünglich rein orienta-

lischen Mönchtums, aber auch Augustins, die kirchliche Todsündenlehre vergeistigt und verinnerlicht wurde: an die Stelle des knappen Katalogs von drei klar fixierten Vergehen trat dann mehr und mehr die Lehre von der Todsünde als einem vorwiegend von der Gesinnung her zu beurteilenden Delikt. Im Grundsätzlichen hat aber die afrikanisch-römische Rechtsauffassung sich in der westlichen Kirche durchgesetzt und durchgehalten: selbst im lutherischen und calvinistischen Protestantismus ist die Rechtfertigung des Sünders primär ein forensischer Akt vor dem göttlichen Gericht. Die afrikanische Theologie hat also Schule gemacht. Doch freilich: mag sie auch übers Ziel hinausgeschossen sein, ganz ohne Rechtsdenken kann keine Religion auskommen. Ohne den Gerichtsgedanken, der ja schon zutiefst in der alttestamentlichen Religion verwurzelt ist, kann der Ernst des Gottesgedankens nicht sachgemäß vertreten werden. Gericht und Gnade sind jedenfalls seit Tertullian die beherrschenden Themen abendländischer Theologie geblieben.

Ketzer

Cyprian war in der Frage der Wiederaufnahme der lapsi noch weit milder gesonnen als früher der harte Tertullian, zumal er ja selbst in der decischen Verfolgung, wenn auch nicht abgefallen, so doch schwach geworden war und seine Gemeinde im Stich gelassen hatte. Der rigoristische Diakon Felicissimus mobilisierte nun gegen ihn eine Schar von gleichgesinnten Priestern, was heftige Streitigkeiten auslöste, in denen die Partei des Bischofs nicht ohne Mühe siegte. Der Streit muß verstanden werden als Teil des novatianischen, der seinen Namen von dem römischen Diakon Novatian hat. Dieser bildete in Rom eine Gegenkirche, die sich anheischig machte, von Todsündern, vor allem von lapsi, „rein“ zu sein, und deren Angehörige sich daher die „Reinen“ — Katharoi — nannte. Damit tritt der Katharername, aus dem schließlich das böse Wort „Ketzer“ hervorging, in die Kirchengeschichte ein. Und sofort erhob sich ein neues Problem, und damit, wie könnte es auch bei solcher Kampfesfreudigkeit anders sein, wiederum ein die Kirche bis in die Grundlagen erschütternder Streit. Es tauchte die Frage auf, wie sich die Großkirche verhalten solle, wenn ein in der Ketzerkirche Getaufte bei ihr um Aufnahme **nachsuchte**.

Hier entstand nun eine tiefgehende Differenz mit kirchenpolitischen Folgen zwischen Karthago und Rom. Während die politisch klugen Römer in dieser Frage für weitgehendes Entgegen-

kommen waren, hielt Cyprian daran fest, daß die Ketzertaufe ungültig sei, und daß deshalb in solchen Fällen nochmals getauft werden müsse. Das Problem der „Wiedertaufe“ erscheint also schon früh in der Kirchengeschichte, und wiederum in Nordafrika. Wichtig ist im Verlauf des Ketzertaufstreits aber vor allem dies, daß sich der so stark für die einheitliche Großkirche Eintretende Cyprian hier entschieden gegen Rom wandte und damit jene ältere Auffassung wirksam vertrat, wonach die Kirche ausschließlich durch die Gesamtheit der Bischöfe und nicht durch ein zentrales Lehramt repräsentiert werde. Der römische Papst-Bischof Stephanus konnte sich gegen ihn nicht durchsetzen.

Neue Verfolgung

Die um 258 einsetzende valerianische Verfolgung richtete sich vor allem gegen die kirchlichen Amtsträger selbst, die Priester und die Bischöfe: diese verfielen der sofortigen Todesstrafe. Nun floß Blut in Strömen. Nur wenige Häupter der streitenden Parteien konnten diesmal entkommen; Cyprian wurde enthauptet. Nach dem Abebben des Schreckens kehrte dann in der afrikanischen Kirche äußere und innere Ruhe ein. Doch die alten Standpunkte gerieten nicht in Vergessenheit. Das zeigte sich in der diokletianischen Verfolgung, aus welcher in Afrika eine starke Nebenkirche der standhaft Gebliebenen hervorging, die im nun christlich gewordenen Römerreich über ein Jahrhundert lang ein Eigenleben führte, bis Augustin sie geistig — wenn auch nicht ohne Zuhilfenahme staatlicher Machtmittel — überwand. Es war die donatistische Kirche, eigentlich eine Fortsetzung des Schismas des Felicissimus und des Novatian.

In Karthago hatten sich in den Zeiten der schwersten Bedrückung (304/5) der Bischof Mensurius und sein Presbyter Cäcilian mit allen Schlichen bemüht, die Kirche vor den Häschern der Obrigkeit zu bewahren; zu diesen Schlichen gehörte auch, daß sie kluges Umgehen und scheinbares Befolgen der kaiserlichen Edikte kaum rügten, aber alle Sucht nach dem Martyrium hart tadelten, ja die sich zum Zeugnis Drängenden nach Kräften und nicht ohne List zurückzuhalten suchten. Gegen sie wandte sich eine starke Gruppe von überzeugten Bekennern. Damit stehen vor uns zwei Gruppen, die für die Wandlung der Urkirche zur Reichskirche repräsentativ sind. Die Bekenntnisfreudigen, unter denen sich schon früh Donatus von Casae Nigrae hervortrat, vertraten jenes Urchristentum, welches das Ende der Welt ersehnt und in das sich nähernde Reich Gottes durchs Martyrium

unverzüglich einzugehen trachtet; in den Hierarchen dagegen haben wir die Vertreter jener Kirche zu sehen, die sich nach dem Nachlassen der alten eschatologischen Hochspannung auf Erden einzurichten anschickt.

Neuer Bruch

Den Bekennern schlossen sich vor allem die numidischen Bischöfe an; in Numidiens ländlichen Bezirken hielt sich der alte Geist länger als in der Großstadt. Zum offenen Bruch kam es im Augenblick des Endes der Verfolgung: 312 wurde Cäcilian zum Nachfolger des verstorbenen Mensurius gewählt, freilich in einem angefochtenen Wahlverfahren, bei dem die numidischen Bischöfe, formal mit gewissem Recht, ausgeschlossen waren. Seine Weihe nahm der Bischof Felix von Aptunga vor. Dabei wurde, wahrscheinlich ebenfalls mit gewissem Recht, plötzlich von den Donatisten der Vorwurf erhoben, Felix sei in der Verfolgung ein traditor gewesen! Dies führte zur Spaltung. Die Rigoristen schlossen sich zur Eigenkirche zusammen, deren Leitung bald ein anderer Presbyter mit dem gleichen Namen Donatus, man nannte ihn bald Donatus den Großen, übernahm. Die Gegenkirche breitete sich durch alle afrikanischen Provinzen aus. Konstantin suchte mit Schiedssprüchen, Verhandlungen und Verboten die Einheit wiederherzustellen, vergeblich; die Donatisten hatten bald die Mehrheit der afrikanischen Christen auf ihrer Seite. Da schritt der Kaiser im Namen des Cäcilian und der Großkirche mit Gewalt gegen die Donatisten ein, die Zeit der Verfolgung war wiedergekehrt, nun gar im Namen der Kirche! Nach wenigen Jahren jedoch sah Konstantin die Unmöglichkeit ein, auf diese Weise mit den donatistischen Enthusiasten fertig zu werden; er erlaubte den gebannten Bischöfen die Rückkehr und duldete fortan eine Nebenkirche in Afrika.

Zeit heilt Wunden, wie man sagt, sie läßt aber auch erschlaffen. Es konnte nicht ausbleiben, daß im Lauf des vierten Jahrhunderts die alte Kraft der bekenntnisfreudigen Donatistenkirche nachließ, zumal die Großkirche sich äußerst entgegenkommend und irenisch verhielt. Die donatistische Reinheitskirche hatte es auf Dauer im christlichen Reich nicht ganz leicht, zu erklären, worin sie sich eigentlich von der Großkirche unterschied, gab es doch nach wenigen Jahrzehnten überhaupt keine „Bekenner“ mehr. An die Stelle der Standhaftigkeit in der Verfolgung trat dann für sie das reine Leben, die Keuschheit. Doch damit wird nun das entscheidende Moment, durch welches sich die Dona-

tistenkirche von der Großkirche unterscheiden wollte, überaus stark verinnerlicht und vergeistigt, es verliert seinen propagandistisch wirksamen Charakter und wandelt sich zu einem moralischen Postulat, welches die Großkirche jedoch in gleicher Weise für ihre Priester und Bischöfe vertrat. Die Frage verschob sich dann zu einer rein abstrakten: gelten Sakramente unabhängig von der moralischen Qualität des Priesters oder nicht? Das war die Frage, vor die Augustin sich gestellt fand, als er Bischof in der kleinen numidischen Stadt Hippo Regius wurde, wo die Donatisten zahlreicher waren als die Katholiken. Mit seiner ganzen Energie und seiner gewaltigen theologischen Kraft weitete Augustin diese Spezialfrage zugleich zu einer universalen aus: Was ist Kirche, wovon lebt sie eigentlich? Er hat in diesem geistigen wie auch kirchenpolitischen Ringen der Christenheit in Ost und West zu einem profilierten kirchlichen Selbstverständnis verholfen, bis zum heutigen Tag.

Der Bischof von Hippo

Anknüpfend an die Schrift des Cyprian über die Einheit der Kirche vertritt Augustin energisch den Standpunkt, daß es nur eine Kirche geben könne, die sich über den ganzen Erdkreis erstreckt. Christus hat gesagt: Der Acker ist die Welt (Matth. 13,38), nicht aber: Der Acker ist Afrika! Andererseits rückt Augustin von der einst in Karthago geltenden Auffassung in der Ketzertauffrage ab. Das Sakrament hängt nicht von der moralischen Qualität des spendenden Priesters ab, sondern von der Ökumenizität der es verwaltenden Kirche — hierin war Augustin freilich der Meinung, immer noch den eigentlichen Standpunkt Cyprians zu vertreten. Damit ist nun endgültig der Weg beschritten zu einer völligen Objektivierung des Kirchen- und des Sakramentsbegriffs. Man mag dies mit guten Gründen bedauern. Aber der historisch gerecht Wägende muß auch sehen, daß Augustin gar keine anderen theologischen Kategorien zur Verfügung standen, wie auch, daß er damit einem Grundgedanken zur Anerkennung verhalf, der von der Kirche allenthalben und immer vertreten werden muß: Wenn nämlich der Christ unablässig zu fragen hat, ob der Prediger auch fromm genug ist, ob er gar auch glaubt, was er sagt, ob seine Lebensführung dem moralischen Ideal des Neuen Testaments entspricht, und wenn gar, wie dies in manchen pietistischen Kreisen der neueren Zeit der Fall gewesen ist, die Meinung aufkommen kann, daß eben davon die Gültigkeit der Verkündigung abhängt, dann kommt der

Gläubige in einen verhängnisvollen Zirkel hinein, der ihn nie zur Gewißheit des Heils kommen läßt. Deshalb haben sich die Kirchen der ganzen Ökumene mit gutem Recht in dieser Frage Augustin angeschlossen.

Problematischer verhält es sich freilich mit der Art des Vorgehens der Kirche gegen den Donatismus. Immerhin müssen auch hier beide Seiten gesehen werden. Die mächtige donatistische Kirche war im frühen fünften Jahrhundert auch nicht gerade kleinlich in Fragen der Gewaltanwendung. Die Bäcker in Hippo weigerten sich z. B., der katholischen Minderheit Brot zu verkaufen. Gern verbanden sich die Donatisten auch, wenn es gegen die Kirche ging, mit knüppelbewehrten Pöbelhaufen, die mit dem Kampfruf „Deo laudes“, Gott zu Lob, gegen die katholischen Gemeinden vorgingen. Einem Aufstand des noch heidnischen Statthalters Gildo (395-98), der Afrika staatlich verselbständigen wollte, schlossen sich die Donatisten bedenkenlos an. Man rief in Afrika überhaupt gern nach dem weltlichen Arm, wenn es um die eigene Glaubensgemeinschaft ging.

So kam auch Augustin schließlich dazu, sich auf die staatliche Macht zu stützen, nachdem der Kaiser Honorius durch ein Gesetz jedes Vorgehen gegen die katholische Kirche unter Todesstrafe gestellt hatte. Augustin fand auch eine etwas merkwürdig anmutende theologische Begründung für dieses Vorgehen. Jesus schildert Luk. 14,16 ff. das Reich Gottes als ein großes Festmahl; als die Geladenen absagen — gemeint ist hiermit das zeitgenössische Israel —, weist er seinen Diener an, an die Hecken und Zäune zu gehen und jeden hereinzuholen, den er fände. „Nötige sie hereinzukommen“, heißt es da, in der lateinischen Bibel „Coge intrare“. Coge, das kann man freilich auch übersetzen mit „Zwingen“; und man kann schließlich, gut juristisch denkend, auch folgern, daß Polizeimaßnahmen das geeignete Zwangsmittel seien. Das war Jesu Meinung gewiß nicht. Aber, wie gesagt, wir befinden uns nun einmal hier auf afrikanisch-römischen Boden, wo man gut juristisch zu folgern verstand und überhaupt zur Gewalt ein gutnachbarliches Verhältnis hatte. Nachdem Augustin, im Beisein der Behördenvertreter, auf mehreren karthagischen Synoden die Donatisten theologisch widerlegt hatte — und zwar gut widerlegt, wie man sagen muß —, griff der Staat mit harten Maßnahmen ein. Bald gab es nur noch geringe Reste der Donatistenkirche in Afrika; diese Reste gingen dann ein Jahrhundert später teilweise sogar ein Bündnis mit der katholischen Kirche ein, als ein neuer gemeinsamer Feind auftrat: die arianische Wandalenherrschaft.

Ehe von dieser leidvollen Epoche des afrikanischen Christentums die Rede sein soll, muß aber noch ein Wort über die epochale Bedeutung Augustins gesagt werden. Wir haben bisher seine Kirchenlehre nur gestreift; im Ringen um das vertiefte Verständnis von Sünde und Gnade, das durch den Mönch Pelagius ausgelöst wurde, hat er erst die Ansätze vollends ausgezogen, die in seinen antidonatistischen Schriften nur angelegt waren. Seine Lehre von der Erbsünde und der göttlichen Erwählung ist dann ein Jahrtausend später erneut zu kirchengeschichtlicher Bedeutung gelangt, als sich in den Auseinandersetzungen der Reformationszeit alle Kontrahenten auf Augustin beriefen. Von seiner Gnadenlehre aus hat er auch den objektivistischen Kirchenbegriff relativiert, von dem oben die Rede war. Für den tieffrommen Bischof von Hippo war die ökumenische Institution der Gesamtkirche gewiß eine Selbstverständlichkeit; aber diese Selbstverständlichkeit war niemals das letzte, was er zu diesem Thema zu sagen hatte. Bei Augustin findet sich ein doppelter Kirchenbegriff, worin ihm dann, mit anderer Ausprägung gewiß, im vierzehnten Jahrhundert die Franziskaner und später die Reformatoren gefolgt sind. Die einheitliche institutionierte Kirche war für ihn, mit Selbstverständlichkeit so sagten wir, die einzig kompetente Heilsinstanz auf Erden. Zugleich aber kannte er, der das Mönchtum in Afrika einführte und in einer kleinen asketischen Lebensgemeinschaft sein geistliches Ideal pflegte, eine Art von „unsichtbarer“ eigentlicher Kirche über allem Irdischen: Es war die Schar der von Gott Erwählten, ja er deutet sogar an, daß zu dieser Schar auch Glieder außerhalb der kirchlichen Institutionen gehören könnten, wenn es Gott so gefalle. Also grundsätzlich „Extra ecclesiam nulla salus“, außerhalb der Kirche kein Heil; aber schließlich, verhalten und nur andeutend gesagt, doch auch „Extra ecclesiam salus“! Darin ist Augustin seiner Zeit weit voraus, ja gehört er zu den Bahnbrechern des ihm an sich begrifflich noch durchaus fremden Toleranzgedankens. Es ist nicht zu kühn, wenn man in diesem Zusammenhang an Lessings Nathan denkt.

Bei Augustin, der zu allem hin als der eigentliche Entdecker der Seelentiefe gelten darf, als der erste große Psychologe, wie sich vor allem in seinen Bekenntnissen — *Confessiones* — zeigt, findet sich ein überwältigender geistiger Reichtum in einzigartiger Harmonie zu einem lebensvollen Ganzen vereint. In ihm hat der Geist des römisch-afrikanischen Christentums seine großartigste Ausgestaltung erreicht.

Horizonte

Im Verlauf der afrikanischen Kirchengeschichte stoßen wir immer wieder auf Erscheinungen, deren Herkunft unseren Blick in weite Fernen lenkt, sogar in die entlegensten Zonen des römischen Reichs und noch darüber hinaus. Augustins Gegner Pelagius war ein Brite, der vor den andrängenden Angeln und Sachsen ausgewichen war, der pelagianische Streit hängt also unmittelbar mit der germanischen Wanderung zusammen. Augustin selbst gehörte ein Jahrzehnt lang, ehe er durch den großen Mailänder Bischof Ambrosius bekehrt wurde, der manichäischen Sekte an, die in Afrika zahlreiche Anhänger gewonnen hatte: damit stoßen wir auf das Erbe Irans in unserem Raum. Mani stammte aus mandäischen Kreisen, gehörte also ursprünglich jener südmesopotamischen Religionsgemeinschaft an, die, in kleinen Resten möglicherweise noch heute existierend, auf den Täufer Johannes und vielleicht die Qumrankreise zurückzuführen ist. Mani hat im sasanidischen Reich eine synkretistische Kirche gegründet, die zahlreiche iranische Elemente aufnahm, vor allem den krassen Dualismus, der Gut und Böse schon im Grund der Welt, ja bereits in der Materie angelegt fand; Augustin hat sich durch den Neuplatonismus und das Christentum von diesem „Materialismus“, wie er später die Lehre der Manichäer bezeichnete, befreien lassen. Tertullian wurde in seinen letzten Jahren Anhänger des Montanismus, einer in Phrygien beheimateten Sekte, welche den altchristlichen Rigorismus entschiedener vertrat als die Großkirche. Auf noch fernere Zonen richtet sich unser Blick, wenn wir nun die weitere Geschichte der afrikanischen Kirche betrachten: Der Arianismus, zunächst in Alexandria beheimatet, breitete sich durch Ulfilas zu den Goten aus und über sie zu den Wandalen.

Doch ehe von der vandalischen Bedrückung der katholischen Kirche Afrikas die Rede ist, müssen wir uns dem Wesen und der Geschichte des Arianismus zuwenden. Dazu bedarf es zunächst einer Rückblendung in die Geschichte des ägyptischen Christentums. Und hier erscheint vor uns die großartige, faszinierende und liebenswerte Gestalt des wohl größten aller Kirchenväter, des Origenes (185-254).

Entstehung des Arianismus

Um das Ende des zweiten Jahrhunderts war die christliche Lehrentwicklung soweit gekommen, daß gültige dogmatische Formulierungen über die Gottheit des menschlichen Erlösers nötig und

auch möglich wurden. Bislang hatte man sich aufgrund der neutestamentlichen Aussagen mit allgemeinen, im einzelnen noch ungeklärten Begriffen begnügt, wie etwa dem des Gottessohnes. Was heißt das nun aber genauer? Gab es zwei Götter, den Vater und den Sohn? Oder, wenn mit der Einheit Gottes Ernst gemacht wurde, war dann Jesus Gott selbst, rein und ganz? Aber: dann wäre ja Gott am Kreuz gestorben, sein Thron wäre sozusagen tagelang leer gestanden, eine unmögliche Lehre. Es gab daher auch verschiedene andere Lösungsversuche in dieser Frage. Die einen hielten Jesus für einen göttlich inspirierten Menschen wie alle Propheten auch; das genügte angesichts der paulinischen und johanneischen Christologie aber nicht. Eine andere Gruppe nannte man „Patripassianer“; das Wort geht zurück auf deren Formel „Pater passus est“, der Vater selbst hat am Kreuz gelitten: aber damit kam man in die eben erwähnten Schwierigkeiten. Auch die weiteren, hier nicht näher zu schildernden Lösungen befriedigen nicht. Erst Origenes, der schon im Jünglingsalter durch seine profunde philosophische und theologische Bildung hervortrat und Professor an der berühmten alexandrischen Katechetenschule wurde, hat, dem Neuplatonismus nahestehend, in einem großgedachten Gesamtsystem eine ins Tiefste lotende Antwort gegeben, die freilich immer noch viele Deutungsmöglichkeiten offenließ, und bis zum arianischen Streit und noch lang über ihn hinaus alle weiteren theologischen Entwürfe maßgebend beeinflusst hat.

In seinem Hauptwerk *De principiis* („Peri Archôn“, Über die Ursprünge) hat er den johanneischen Logosgedanken (vgl. Joh. 1,1 ff.) zur Grundlage seiner philosophischen „Emanationslehre“ gemacht. Der Logos, das göttliche Offenbarungswort in Person, ist vom Vater gezeugt. Aber diese Zeugung ist nicht ein einmaliger geschichtlicher Akt, sondern ein ewiges, ungeschichtliches Geschehen — so paradox muß man es sagen —. Von Ewigkeit her und bis in alle Ewigkeit geht der Logos vom Vater aus. Er ist wesenhaft eins mit dem Vater, denn beide sind ewig und nur sie; er ist dem Vater wesensgleich, „homouosios“. Das ist das eine. Aber er ist gezeugt, während der Vater ungezeugt ist, das eigentliche Prinzip ist der Vater und nur er. Dies wirkt sich übrigens noch heute in der ostkirchlichen Theologie aus, die Griechen kennen, philosophisch korrekt, nur ein einziges Urprinzip — was sich etwa architektonisch in der erhöhten Mitteltür wie auch Mittelkuppel der Hagia Sophia zu Istanbul ausdrückt —, wogegen die westlichen Kirchen, und das vor allem durch den Einfluß Augustinus, sich für die völlige Ranggleichheit von Vater und Sohn entschieden haben.

In der Lehre des Origenes gibt es also beides: die Wesensgleichheit wie die Unterordnung des Sohnes, die Homoousie wie die Subordination. In dem ausgeglichenen System des Origenes trat dieser Zwiespalt freilich nicht hervor; das klassische Bild für seine Emanationslehre (*Emanatio* = Hervorgehen) ist der römische Brunnen: Verschiedene Schalen, insofern verschiedene Ränge, also Subordination; aber das gleiche Wasser, insofern Homoousie. Das ganze setzt voraus die platonisch-neuplatonische Geistlehre: ein Geist in verschiedenen Sphären, hier gibt es keine kontradiktorischen Widersprüche. Anders wird es jedoch, wenn man die platonischen Kategorien durch aristotelische ersetzt, und das geschah durch den, wie alle damaligen Theologen von Origenes herkommenden Lukian von Antiochia (gest. 312). An die Stelle der platonischen Prinzipien — *Archai* — setzte er stagiritische Kategorien, und zwar die von Ursache und Wirkung; und hierdurch, also durch ein „moderneres“, im Sinn der Formallogik exakteres Denken kommt nun eindeutig der Subordinationismus zum Zug. Die Wirkung ist der Ursache gegenüber immer sekundär, die Ursache hat den absoluten Primat. Lukians Schüler war Arius (*Areios*, gest. 336), um 320 Presbyter an der Baukaliskirche zu Alexandria. Er, den die Kirche bald als den Erzketzer zu bezeichnen sich angewöhnte, löste jenen Streit aus, der Konstantins Einigungswerk beinah zunichte gemacht hätte. Wir brauchen die Einzelheiten dieses Streits hier nicht zu verfolgen, nur die theologischen Grundzüge sollen dargestellt und erläutert werden.

Die Streitfrage

Der Streit begann mit Auseinandersetzungen zwischen Arius und seinem Bischof Alexander von Alexandria, in die bald auf der Seite des Bischofs dessen Diakon Athanasius (gest. 373) eingriff, eine geistesgewaltige Persönlichkeit, seit dem Konzil von Nicäa (325) der Wortführer der Orthodoxie. Im Grund vertrat Arius das Anliegen der griechisch gebildeten Theologen. Die spätgriechische Denkungsart verlangte eine strenge Trennung zwischen dem Göttlichen und dem Weltlichen, ein Gott, der allzusehr ins Weltliche eingebunden war, konnte dem weltflüchtigen Denken der Spätantike nicht genügen. Erlösung von der Welt, das war die Sehnsucht der Griechen, und damit standen sie zweifellos für eine echte religiöse Wahrheit ein. Doch auch die andere Partei vertrat eine religiöse Grundwahrheit, die freilich auf einem ganz anderen Boden in jahrtausendelanger Entwicklung erwachsen

war, in Ägypten. Für den Ägypter kam es wesentlich darauf an, daß das Göttliche sich rein und ganz mit dem Menschlichen verband, und zwar bis ins Leibliche hinein, man denke an die Totenbräuche und an die Osiris-Horus-Theologie. Anders gab es keine Erlösung. Gott mußte so leiblich sein, daß er sich dem Gläubigen in der Messe leiblich mitteilen konnte; und es mußte wirklich Gott sein, der sich da mitteilte, nicht nur ein mythologischer Heros oder Halbgott! Nein, Gott ganz, Gott wirklich, darum ging es den Athanasianern.

So standen hinter den beiden Fronten gewaltige religiöse Mächte, und hinter diesen auch sehr reale politische Faktoren, mit denen die Kaiser zu rechnen hatten. Gegen die Arianer vorgehen, hieß sich das gebildete christliche Griechentum entfremden; gegen die Ägypter vorgehen, hieß Abfallstendenzen im Nilland, der Kornkammer des Reichs, fördern. Je nach der wechselnden politischen Lage schwankten die Kaiser, in der trinitarischen Frage während des vierten, in der christologischen während des fünften und sechsten Jahrhunderts, hin und her, ohne auf die Dauer die Entfremdung der Ägypter vom Reichsgedanken verhindern zu können. Die Leichtigkeit, mit der der Islam dann in Ägypten geistigen Boden gewann, ist auch von daher zu erklären.

Der Streit ging freilich, wie eben angedeutet, zunächst nicht um die eigentlich christologische Frage, wie denn in der Person Jesu das Göttliche als anwesend gedacht werden müsse: dieses Problem brach erst auf um 428 mit dem Streit zwischen Nestorius von Byzanz und Kyrill von Alexandrien, dessen Schlichtung auf den Konzilien von Ephesus 431 und Chalcedon 451 versucht wurde. Im arianischen Streit ging es, das muß man sich deutlich vor Augen halten um das Grundproblem nicht mißzuverstehen, zunächst rein um die Gottheit des Logos, also des ewigen Sohns, noch nicht eigentlich um die Person Jesu! War der Logos Gott wesensgleich oder nicht? Der Logos, der sich dann in einem besonderen Akt der Geschichte in dem Menschen Jesus inkarnierte. Hier zwang seine intellektuelle Redlichkeit den Arius, der, wie erwähnt, nur in den für das Problem religiös nicht ganz zulänglichen aristotelischen Kategorien zu denken vermochte, zu einer Theologie, die die Göttlichkeit des Logos grundsätzlich bestritt. Freilich zog er daraus nicht die volle Konsequenz, die darin bestanden hätte, den Logos in Jesus überhaupt zu leugnen; das war nach Origenes nicht mehr möglich. Das Ergebnis war denn schließlich ein dogmatisches Monstrum: Der Logos ist nach Arius Gott völlig unähnlich und fremd, er ist nicht ewig, sondern in der Zeit aus dem Nichts erschaffen; er ist aber zugleich Gottes erstes und höchstes, ja vollkommenes Geschöpf. Dieser

Logos ist also auch keine einfache Menschenseele, er steht Gott näher als andere geschaffene Geist-Wesen, deshalb kann er dann auch — hier erst beginnt die christologische Frage — als „Seele Jesu“ die Person des Nazareners dazu befähigen, die Menschheit zu Gott zu bringen, also zu erlösen. Die philosophisch geschulten Griechen konnten sich mit dieser Lehre trotz ihrer inneren Unstimmigkeiten einigermaßen abfinden, die Ägypter niemals. Die inneren Unstimmigkeiten, die man sich auf der arianischen Seite nicht eingestehen wollte, lagen darin, daß auf diese Weise ein allzu mythologischer Erlöser konstruiert wurde, eine Art Heros, der zwar nicht von der Gottheit abstammte, aber auf Grund seiner Vorbildlichkeit schließlich doch der Apotheose würdig wurde. Dagegen vertrat Athanasius die Lehre von der schon uranfänglichen Gottgleichheit des Logos, ja seiner Wesenseinheit mit Gott. Das war die religiös zweifellos stärkere und kühnere Lösung, die freilich philosophisch zu einer äußersten Paradoxie zwang. Bei beiden Lösungen kam überdies ein Gesichtspunkt nicht zu seinem Recht, der allerdings erst dem neuzeitlichen Menschen und das eigentlich erst seit dem achtzehnten Jahrhundert wirklich deutlich geworden ist, nämlich das Moment der vollen und echten Geschichtlichkeit Jesu, der, was ja auch das alte Dogma nie bestritt, wenngleich es den Konsequenzen noch nicht zulänglich Rechnung trug, eben ein wirklich historischer Mensch war. Erst in unseren Tagen ist die Theologie, und das in beiden abendländischen Konfessionen, intensiv und mit neuen Begrifflichkeiten darum bemüht, ein neues Christusverständnis zu gewinnen, das dem modernen Denken angemessen ist.

Nach dem Sieg auf dem Konzil von Nicäa schien die Sache des Arius erledigt zu sein; aber weit gefehlt, der Streit begann erst jetzt. Denn inzwischen hatten sich die Arianer innerlich konsolidiert, und sie hatten dazu auch namhafte und einflußreiche Theologen gewonnen, die manche Lücken des arianischen Lehrsystems zu schließen in der Lage waren. Dazu kam vor allem, daß Kaiser Konstantin, wie dann auch seine Nachfolger, sich aus politischen Gründen wieder der arianischen Partei zuwandte, die er zuvor selbst als faktischer Konzilsvorsitzender in Nicäa hatte verurteilen lassen. Erst mit dem zweiten ökumenischen Konzil von 381 in Konstantinopel wurde der Arianismus endgültig überwunden. Die Formulierung dieses Konzils ging als Glaubensbekenntnis in die Mess-Agenden ein, beide Kirchen, die orthodoxe wie die römisch-katholische, haben sie heute noch im Meßformular, und sie wurde auch in die lutherischen Bekenntnisschriften aufgenommen. Der Arianismus gilt seitdem in allen Kirchen als Häresie.

Zu den bedeutendsten Theologen des Arianismus, denen Konstantin sein Ohr lieh, gehörte der kluge Eusebius von Nikomedien, zeitweise geradezu des Kaisers Hofbischof. Es mußte für manchen jungen begabten Theologen als erstrebenswertes Ziel erscheinen, des Eusebius Schüler zu werden, hier konnte man ja wohl auch der vom Kaiser selbst geförderten rechten Lehre gewiß sein. Die kaiserliche Protektion mußte nochmals von besonderer Bedeutung sein, wenn der junge begabte Theologe etwa aus den barbarischen Nachbarvölkern hinter der Reichsgrenze stammte, denen er dann zugleich mit der rechten Lehre auch die förderlichste politische Freundschaft vermitteln konnte. Dieser Vermittler nun sollte nicht ausbleiben!

Der Gotenbischof Ulfilas (Wulfila = Wölfchen; 313—383), war im realsten Sinn des Worts der geborene Vermittler zwischen Römern, Griechen und Goten. Der eine Elternteil, wir wissen nicht ob Vater oder Mutter, war gotisch; der andere jedoch, wie wohl im Gotenland aufgewachsen, stammte aus einer Familie, die zur Zeit des Valerian von einer gotischen Streifschar aus Kappadokien verschleppt worden war. Diese beiden Großeltern waren Anatolier aus der Gegend der Stadt Parnassos; es war dies das alte Hethitergebiet, wie auch der Name dieser Stadt rein hethitisch ist (Parnasa = Haus).

Historisch ist darüberhinaus nichts auszumachen, es sei aber doch einmal der Imagination eine kleine Abschweifung gestattet. Die Vorstellung hat etwas Faszinierendes, es möchten auch Hethiter zu den Vorfahren des Ulfilas gehört haben, was ja zweifellos für zahlreiche Einwohner des spätantiken Kappadokien zutrif, obwohl damals natürlich nicht die mindeste Kunde von diesem Volk mehr lebte. Faszinierend ist die Vorstellung deswegen, weil das Hethitervolk das älteste indogermanische ist, das eine Literatur geschaffen hat — und weil Ulfilas zum Schöpfer der germanischen Schriftsprache und Literatur geworden ist! Ja, es darf noch mehr gesagt werden, und das ist nun keineswegs bloße Imagination: Ulfilas, der fließend Griechisch, Latein und Gotisch sprach, der Übersetzer der Bibel ins Gotische, der Prediger in gotischer Sprache, und zweifellos auch der Verfasser zahlreicher uns verlorener gotischer religiöser Schriften, dieser Ulfilas hat in jenem Augenblick, in dem die Germanen in breiter Masse und endgültig in den alten Kulturkreis der Mittelmeerwelt eindringen, die Möglichkeit geschaffen, „Christ zu werden und doch germanisch zu bleiben“, wie der Kirchenhistoriker Hans von Schubert schreibt, die Möglichkeit auch, von der „unter-

gehenden antiken Welt nur eben ihren Kultus stehen zu lassen“! Dieses Beispiel hat bei den Germanen Schule gemacht, zunächst bei den Wandalen und Gepiden, dann aber bei allen anderen, die in der Folgezeit ins Römerreich einbrachen und dort sesshaft wurden. Damit entstand in diesen Völkern ein Selbstbewußtsein, das es bis dahin so nicht gegeben hatte, wenn auch gewiß nicht ein Nationalbewußtsein im modernen Sinn, und gewiß auch nicht so etwas wie ein germanisches Gesamtbewußtsein, das nur wenige wie etwa der große Theoderich, ohne Erfolg freilich, zu wecken suchten. Dennoch, das Selbstbewußtsein, das seit der Erschaffung eines germanischen Schrifttums durch Ulfilas entstanden war, wurde grundlegend für die germanische Kultur des Mittelalters. Ob dies ein Segen war oder ein Verhängnis, ob es besser gewesen wäre, wenn die jungen germanischen Völker sich ebenso an das Römertum assimiliert hätten wie Jahrhunderte vorher die Gallier? Solches Fragen ist dem Historiker natürlich ein Greuel, und mit Recht, es ist dennoch erlaubt und geboten, wenigstens die Frage aufzuwerfen.

Doch zurück zu Ulfilas. Er wurde schon als Dreißigjähriger von Eusebius von Nikomedien, der nicht zu verwechseln ist mit Eusebius von Caesarea, dem Verfasser der ältesten Kirchengeschichte, zum Bischof der Goten geweiht. So wurde er zum „Moses der Germanen“, wie Kaiser Constantius ihn nannte, zum Gründer der gotischen Kirche. Freilich darf man sich die Gotenmission in dieser frühen Phase noch nicht allzu umfangreich vorstellen. Ulfilas wirkte unter den an die Donau vorgerückten thervingischen Westgoten. Deren Herrscher Athanarich — Judex nannte er sich, nicht Rex —, ging als Heide energisch gegen des Ulfilas Kirche vor, es kam zu Martyrien. Diese Verfolgung veranlaßte die christlichen Goten mit ihrem Bischof, um 350 in die Gegend von Nikopolis am Haimos (dem Balkangebirge) auszuweichen, wo ihnen Constantius Wohnsitze anwies; noch lange Zeit später kennt Jordanes in dieser Gegend einen Stamm der „Klein-Goten“. Ulfilas wirkte hier noch 33 Jahre als Bischof; in Wahrheit war er weit mehr, nämlich geistlicher und weltlicher „Herzog“ zugleich. Immer wieder wird er in die Reichs- und Kirchenpolitik hineingezogen; besonders um 360 spielte er auf der arianischen Synode zu Konstantinopel eine bedeutende Rolle. Er ist damals wohl der einzige Theologe germanischer Herkunft gewesen, der auf der vollen Höhe zeitgenössischer Wissenschaft stand. Sein Einfluß auf die Entwicklung der arianischen Lehre ist beträchtlich. Ulfilas dringt darauf, die diffizilen Kategorien für die dogmatische Erfassung der Trinitätslehre wie Ousia (Wesen) und Hypostasis (Seinsweise) überhaupt fallen zu lassen,

und zwar, darin liegt das Charakteristische seiner Theologie, weil diese griechischen Begrifflichkeiten unbiblisch seien! Damit vertritt er aber auch eine theologische Richtung, die seinen noch etwas unbedarften Goten einigermaßen verständlich war.

Germanisches Christentum

Es ist in der kirchenfeindlichen Propaganda der NS-Zeit oft behauptet worden, der Arianismus sei die den Germanen angemessene „artgemäße“ Form des christlichen Glaubens gewesen. Das ist so nicht haltbar. Die Franken haben nicht gezögert, den katholischen Glauben anzunehmen, als die politische Konstellation dies nahelegte; und die Langobarden, ursprünglich Arianer, hatten keinerlei Gewissenshemmungen, wenige Jahre nach ihrem Einfall in Italien ihre Überzeugung zu wechseln — was übrigens mit der historische Grund dafür war, daß sie nicht ebenso aus der Geschichte verschwanden wie die Ostgoten. Die Germanen waren in der Völkerwanderungszeit, von wenigen bedeutenden Einzelgestalten wie gerade Ulfilas abgesehen, überhaupt nicht in der Lage, die theologischen und philosophischen Hintergründe der griechischen Trinitätslehre zu erfassen. Es sollte noch viel Zeit vergehen, bis eine abendländische Theologie von wirklichem Niveau entstand. Selbst die karolingischen Hoftheologen nehmen sich in ihren wichtigtuersischen Polemiken gegen die Byzantiner etwas parvenuhaft aus, erst im zwölften Jahrhundert sollte die Stunde der abendländischen Theologie, der abendländischen Wissenschaft überhaupt, schlagen. Nicht weil der Arianismus „artgemäßer“ gewesen wäre, wurde er von den Goten übernommen, sondern weil Ulfilas Schüler des Euseb von Nikomedien war. Erst wenn dies deutlich gesagt ist, darf noch ein anderer Gesichtspunkt erwähnt werden.

Ulfilas stand gewiß auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit, nicht aber seine Goten. Der Arianismus hatte sich nun auf Ganze während der jahrzehntelangen Kämpfe immer mehr jener älteren Auffassung angenähert, welche überhaupt auf philosophischen Ballast verzichtete; damit gab er aber das unbestreitbare philosophische Niveau des Lukian und des Arius zugunsten eines einfachen Biblizismus preis. Dadurch wurde die christliche Lehre für den schlichten Germanen faßlicher, das ist zuzugeben; aber sie wurde auch gröber, primitiver, ja mythologischer. Christus wurde zum „Heliand“, so darf man hier schon sagen, zum gottentsprossenen Herzog der Heerscharen, zum Führer der Einherier. „Sohn Gottes“, warum nicht? Göttersöhne kannte auch

die germanische Mythologie; und der Endkampf um die Welt-herrschaft, wie ihn die Apokalypse schildert, entsprach durchaus germanischen religiösen Vorstellungen, wie sich, weit später, in der Völuspá noch einmal deutlich zeigen sollte. Heilige Runen kannte man bei den Germanen schon lange; nun hatte man gar durch Ulfilas ein vollständiges Runenbuch erhalten, was brauchte es noch mehr?

Nicht weil der Arianismus „arischer“ gewesen wäre, nein weil er in seiner Spätphase primitiver geworden war, wenigstens in germanischer Sicht, und dazu weil er, seit 381, im Römerreich verfolgt wurde und somit den schwertfrohen Germanen ein gutes Gewissen bei der Ausübung des beuteeinbringenden Faustrechts gab, wurde er den Goten und Wandalen zur Herzenssache.

Im Jahr 370 brach wiederum eine Christenverfolgung unter den Untertanen des Athanerich aus, vor der viele Goten nach Moesien und Thrakien zu Ulfilas flohen und damit unter den Schutz des Kaisers traten. Wir ersehen daraus, daß die Saat des Bischofs sich ausgebreitet hatte. Doch nun kam es bei den Westgoten zu ernsthaften Konflikten. Unter Fritigern sammelte sich ein beträchtlicher Teil des Volks zum Widerstand; bald danach bekannte sich dieser Herzog zum arianischen Christentum und nahm Verbindung mit dem Kaiser Valens auf. Der Kaiser gewährte den christlichen Goten des Fritigern Schutz. Doch seine Statthalter bedrückten die Germanen durch unvernünftige Maßnahmen. Es kam zum Aufstand, im Kampf gegen die Empörer fiel Valens bei Adrianopel im Jahr 378.

Die ältere Historie hat sich angewöhnt, mit diesen Ereignissen die Völkerwanderung und das Mittelalter beginnen zu lassen, was natürlich problematisch ist: handelt es sich doch beidemal um gleitende Übergänge. Doch haben diese Ereignisse in der Tat epochemachenden, weltgeschichtlich bedeutsamen Charakter gehabt.

Die Gotenbibel

In dieser Phase der Geschehnisse machte sich Ulfilas an die Übersetzung der Bibel. Er mußte dazu erst eine Schrift schaffen, aus griechischen, lateinischen und Runen-Buchstaben; und er mußte, darin lag seine größte literarische Leistung, den gotischen Wortschatz so umprägen, daß dieser, sozusagen unvermerkt, den neuen, christlichen Geist aufzunehmen vermochte. Er mußte mancherlei neue Formen und Begrifflichkeiten bilden, ja geradezu eine neue Sprache schaffen. Das Werk gelang, es hat minde-

stens den gleichen Rang wie Luthers Bibelübersetzung, geht aber an weltgeschichtlicher Wirkensmächtigkeit über diese gar noch hinaus. Erhalten sind uns nur, fragmentarisch, die vier Evangelien im Codex argenteus, der seit 1662 in Upsala aufbewahrt wird, dazu noch verstreute Stücke aus dem Römerbrief und dem Buch Nehemia. Die Übersetzung wird aber die ganze heilige Schrift umfaßt haben. Mit dieser Bibel zogen von nun an die arianischen Germanen in die Schlacht.

Kurz vor seinem Tod verfaßte Ulfilas noch ein arianisches Glaubensbekenntnis, das sein Schüler Auxentius der Nachwelt übermittelte. Mit diesem Bekenntnis hat Ulfilas bei Verhandlungen mit Kaiser Theodosius in Konstantinopel in letzter Stunde noch versucht, in die Speichen des Rads der Geschichte zu greifen: er wollte ein letztes Mal vermitteln zwischen Arianismus und Orthodoxie, zugleich zwischen Goten und Römern. Nach anfänglichem Schwanken schlug sich der Kaiser auf die Seite der Nicäner und verwarf das Bekenntnis des Ulfilas. Tief bekümmert darüber verfiel der greise Gotenbischof, der sich nun als Häretiker verurteilt sah, in eine schwere Krankheit und starb. Unter großem Ehrengelait von Arianern wie auch Katholiken wurde er in der Kaiserstadt bestattet. Dann nahm das Schicksal seinen Lauf: das Drama der Völkerkämpfe beginnt.

Wandalische Wanderung

Die Gotenbibel gelangte bald durch westgotische Missionare zu den Wandalen, die einst von Kaiser Konstantin Wohnsitze in Pannonien (Ungarn) angewiesen bekommen hatten. Wieder schweift unser Blick zu neuen, für Afrika sehr fernen, für uns jedoch nahen Horizonten. Zwischen Elbe und Weichsel lagen ihre Stammsitze, dann finden wir sie am Fuß des Riesengebirges, das Land Schlesien (Silesia) hat seinen Namen von dem wandalischen Stamm der Silinge. Von da aus ziehen sie nach Dakien, wo sie mit den Goten zusammenstoßen; in Pannonien finden sie vorläufige Zuflucht. Doch die von den Hunnen ausgehende Völkerbewegung reißt sie nun in ihren Sog; sie schließen sich mit suebischen Stämmen zusammen und dringen durch ganz Europa nach Westen vor, bis Spanien erst, dann gar übers Meer nach Nordafrika. Der Wandalenkönig Geiserich, aus dem Stamm der Hasdinge, der zunächst nur Mauretanien und Numidien erhalten hatte, verbindet sich mit den Mauren gegen die Römer und erobert unter schrecklichen Greueln um 439 Karthago. Von dieser seiner neuen Hauptstadt aus, bekanntlich einer Flottenbasis von

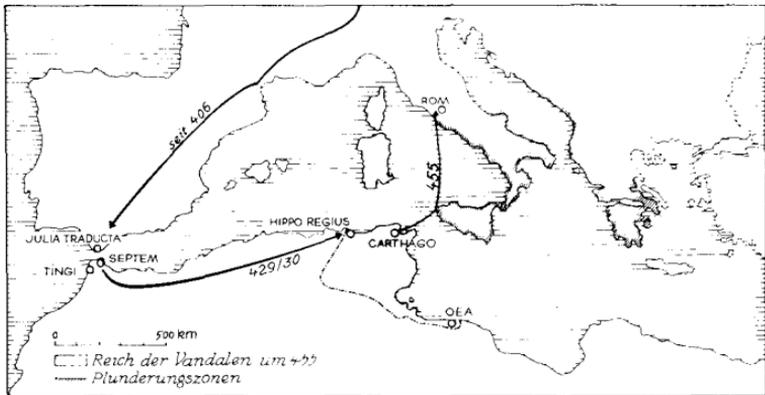
einzigartig günstiger Lage, wiederholt er dann die einstige punische Expansion und gewinnt durch kühne Expeditionen in wenigen Jahren die Balearen, Sardinien und Sizilien, wobei es auch zu dem berühmten Vorstoß gegen Rom kommt, das furchtbar heimgesucht wird (455).

Nun beginnt die letzte und schwerste Leidenszeit für die afrikanische Kirche vor ihrer endgültigen Katastrophe, die dann der Ansturm des Islam herbeiführen sollte. Der arianische Streit, im Osten längst abgeklungen, findet ein blutiges Nachspiel, den Afrikanern bleibt auch dieser Kelch nicht erspart.

Weltgeschichtliche Fehlentscheidung

Es war notwendig, weit auszuholen, um die nun zu schildernden Geschehnisse auf afrikanischem Boden verständlich zu machen. Von Karthago aus hatten wir zunächst nach Osten zu schauen, nach Alexandria, wo der verhängnisvolle Streit ausbrach, von da aus nach der Reichshauptstadt Konstantinopel und nach Anatolien, dann weiter nach dem Gotenland, schließlich folgten wir den Wandalen durch Germanien, Gallien, Hispanien und Mauretanien, bis der Kreis unserer Betrachtung sich in Karthago schließt! Die Schlüsselstelle, an der diese Kette von Verhängnissen — vielleicht — hätte unterbrochen, an der — vielleicht — dem Ablauf der Geschichte hätte eine andere Richtung gegeben werden können, war sicher die schwerwiegende Entscheidung des Theodosius, den Vermittlungsversuch des greisen Ulfilas zu verwerfen.

Man kann natürlich sagen, es sei zu solcher Vermittlung schon zu spät gewesen, und in der Tat war der Arianismus, nach allem was inzwischen geschehen war, um 383 kaum mehr ein möglicher Gesprächspartner für die Orthodoxie. Und doch: die Kaiser hatten sich jahrzehntelang um Kompromißformeln bemüht, warum nicht noch dieses einzige, letzte Mal? Dieses Mal, wo es nicht nur um den Frieden zwischen Kirchenprovinzen ging, sondern geradezu um den der Welt? Abgesehen von allen theologischen Einflüssen hin und her, muß doch zu dieser Fehlentscheidung eine gewaltige Fehleinschätzung der Lage durch den Kaiser beigetragen haben. Man kann das natürlich im Nachhinein immer leicht sagen, das ändert aber nichts an der Richtigkeit der Kritik; nicht anders urteilt der Historiker beispielsweise auch über Napoleons Entschluß zum Rußlandfeldzug. Es ist auch kaum zu sagen, was geschehen wäre, wenn. . . Aber es läßt sich in manchen Fällen, und das gehört mit zur historischen Kritik, doch wenigstens



Das Reich der Wandalen um 455.

sagen, was sicher nicht geschehen wäre, wenn...! Wenn Theodosius den endgültigen Bruch vermieden hätte, wenn er durch eine geeignete Formel ein allmähliches Hereinwachen der arianischen Germanen ins Römertum und in den Katholizismus vorbereitet hätte, was auch, natürlich unter Vorbehalt einer gewissen Respektierung seiner eigenen Glaubensrichtung durch die Großkirche, Ulfilas begrüßt und gefördert hätte, so wäre es auf jeden Fall dazu nicht gekommen, daß Ostgoten und Wandalen als ketzerische Fremdherrscher in ihren neueroberten Ländern galten, man hätte sie dort vielmehr ebenso wie Franken und Langobarden in absehbarer Frist innerlich angenommen.

Aber vielleicht wäre noch etwas viel Gewichtigeres möglich gewesen: nämlich die Bundesgenossentreue der Goten, Gepiden und Wandalen so zu stärken, daß sie das Reich gegen Hunnen und Alanen verteidigen halfen anstatt mit ihnen gemeinsame Sache zu machen! Jedenfalls kann mit Sicherheit gesagt werden, daß die Kirchengeschichte Afrikas während des vandalischen Jahrhunderts einen weniger „wandalistischen“ Charakter gehabt hätte; ja, wer weiß, daß vielleicht dann auch die Kirche Afrikas die Kraft behalten hätte, dem islamischen Druck gegenüber eine gleiche Resistenzkraft zu entwickeln wie in Ägypten die koptische. So daß es, phantastische Perspektive gewiß, aber doch keine unwahrscheinliche, heute noch ein afrikanisches Christentum im Maghreb gäbe, eine Kirche, die sich ebenso stolz auf Tertullian, Cyprian und Augustin berufen dürfte, wie im benachbarten Ägypten die koptische auf Clemens, Origenes und Athanasius! Doch der historische Augenblick wurde versäumt; wir können den großen Theodosius von dieser Schuld nicht ganz freisprechen.

Die Kirchengeschichte Afrikas im wandalischen Jahrhundert ist aufs Ganze nur noch Elend, ist abstoßend und abscheulich. Wir wollen sie nur ganz kurz skizzieren, das genügt. Viel wichtiger sind einige grundsätzliche Erwägungen.

Wir fragen: Wie müssen die Wandalen die katholische Kirche gesehen haben? Und wie die Katholiken die arianisch-wandalische? Es fehlt in dieser Auseinandersetzung jede theologische Bravour, jedes ernsthafte Ringen um ein wirklich tieferes Erfassen des Christentums, wie es ja zweifellos in der östlichen Kirche von Origenes bis zum Erlöschen des Arianismus stattgefunden hatte. Dazu fehlten einfach die Voraussetzungen, nicht zwar auf Seiten der theologisch hochentwickelten katholischen Kirche Afrikas, wohl aber auf Seiten der arianisch-wandalischen. Deren Bischöfe und Priester zeigten nirgendwo auch nur einen Anflug von Größe, vom geistigen Format eines Ulfilas fand sich keine Spur. Sie hetzten lediglich, verbittert durch all das, was sie über die Geschehnisse des vergangenen Jahrhunderts gehört oder an anti-arianischen Bedrückungen selbst erlebt hatten, unablässig gegen die verhaßten Katholiken, und mit Erfolg; das war alles.

Das Christentum der Wandalen war primitiv; ja man kann sich angesichts der Quellen dem Eindruck nicht ganz entziehen, daß das wandalische Volk überhaupt in einem Vergleich mit dem ostgotischen nicht gut abschneidet. Im Jahr 1794 hat der Bischof Grégoire von Blois für eine gewisse Zerstörungswut, wie sie sich in der französischen Revolution an manchen Stellen zeigte, den Ausdruck „vandalisme“ geprägt, wobei vor allem an die wochenlange Plünderung Roms, aber auch an das wandalische Verhalten in den eroberten afrikanischen Städten gedacht werden muß. Es ist seitdem, besonders in Deutschland, viel Tinte verschrieben worden, um die Wandalen wieder reinzuwaschen. Das ist zum Teil berechtigt, nämlich insofern, als die uns überlieferten Quellen naturgemäß kein unverfälschtes Bild der Ereignisse darbieten, wie könnten sie auch. Prokop, auf dessen Buch *De bello Vandalico* man sich vor allem stützen muß, war alles andere als ein unparteiischer Beobachter. Die sieben Bücher des Salvianus von Massilia (Marseille) „*De gubernatione Dei*“ sind theologische Reflexionen eines strenggläubigen Bußpredigers über Gottes Gericht durch die Barbaren. Und ähnlich verhält es sich mit allen weiteren, meist rudimentären Berichten, die uns erhalten sind: Sie alle urteilen von der orthodox-katholischen Perspektive aus; von wandalischer Seite ist uns so gut wie nichts überliefert. Alles was wir über sie wissen, stammt aus Zitaten

von katholischen Schriftstellern, von denen wir angesichts der unbestreitbaren Greuel keinen objektiven, ungetrübten Blick erwarten dürfen. Immerhin, es reicht auch so. Es gibt so viele unerfindbare Einzelheiten, die miteinander übereinstimmen, daß man den Wandalen in ihrer Glückszeit kein allzugutes Zeugnis ausstellen kann.

Die Gerechtigkeit des Historikers nötigt dennoch zu der Feststellung, daß billigerweise von diesem Volk nach dem Verlauf seiner bisherigen Geschichte nicht viel Besseres erwartet werden konnte. Die Goten hatten immerhin in der langen Phase ihres Großreichs unter Ermanarich reichlich Raum und Atemluft gehabt, um sich der Weltkultur zu öffnen; den Wandalen war dies nicht beschieden. Mit Schwert und Streitaxt schlugen sie sich durch Europa; auch war das Christentum zu spät zu ihnen gelangt, als daß es während der Zeit ihrer Sesshaftigkeit in Pannonien noch zu einer eigenständigen geistigen Entwicklung hätte kommen können. Mehr als Unterwürfigkeit unter die kaiserliche Gunst hatten die Wandalen damals nicht aufgebracht. Das genügte freilich nicht für die gewaltigen Aufgaben, die sich ihnen stellten, als sie selbst das Geschick eines großen Reichs zu bestimmen hatten.

Salvian berichtet, daß die Wandalen die Ulfilas-Bibel als geistliche Waffe mit in die Schlacht trugen. Weiter hören wir von ihm, daß sie sich als Werkzeug Gottes verstanden: Es sei nicht ihr Plan, den sie ausführen, sagen sie, sondern Gottes Befehl. Gott mit uns, so einfach war das. Ob Salvians Hinweis auf Jes. 36, 10, nach welcher Stelle der Assyrer den Judäern erklärte, er sei das Werkzeug von deren Gott, seine eigene Deutung ist, oder ob sich die Wandalen wirklich auf diese Stelle beriefen, läßt sich nicht genau ausmachen. Sie hätten als bibelgläubige Christen immerhin schlechten Stil bewiesen, wenn sie sich mit den Assyrern gleichstellten.

Wie müssen sie nun die katholische Orthodoxie gesehen und verstanden haben? Den theologischen und philosophischen Hintergründen von deren Lehre standen sie, wie schon gesagt, verständnislos gegenüber. Die orthodoxe Theologie kann ihnen nur als bibelfremde Spekulation erschienen sein; echt „römisch“, hochgestochen und hochmütig, berechnet darauf, daß die schlichten Gemüter nicht hinter ihr Geheimnis kamen, daher voller Paradoxien, die jeder Erfahrung widersprechen. Erfahrung aber hatten die Wandalen in religiöser Hinsicht genug, weiß Gott — der Schwertgott! Sein war das Verdienst ihres welthistorischen Erfolgs, das widerlegte alle theologischen Spitzfindigkeiten, nur böser Wille konnte hinter diesen stecken.

Für die Katholiken sah das Problem ebenfalls recht einfach aus. Zunächst waren die arianischen Wandalen die Sieger und Herren, und es schien, als würden sie lange bleiben. Es konnte nicht darauf ankommen, theologische Einigungsformeln zu finden, dafür war die Zeit längst vorüber. Augustin hatte in einigen Disputationen die wenigen Arianer, die sich vor dem Wandaleneinfall in Afrika befanden, theologisch glänzend widerlegt, da gab es nichts mehr zu diskutieren. Es ging wirklich nur darum, einigermaßen über die Runden zu kommen. Zudem zeigten sich die Wandalen als religiös recht primitiv; ihr mythologischer Christus als Heerkönig mußte die Orthodoxen abstoßen, und gar ihre Bibel in einer barbarischen Sprache!

Wandalische Katholikenverfolgung

Theologisch war die Sache also hoffnungslos; da blieb nur die Gewalt. Geiserich war ein bedeutender aber auch verschlagener und gewalttätiger Herrscher; dennoch war er ehrlich, aber leider auch fanatisch überzeugt von der Richtigkeit seiner Religion. Es war Blasphemie, den Arianismus nicht anzunehmen; und, beinahe ebenso schlimm — oder gar noch schlimmer —, damit die wandalische Oberhoheit zu mißachten! So setzten die Verfolgungen ein, in gewohnter Schärfe, ja die alte Grausamkeit noch überbietend.

Die Wandalen hatten im Verlauf ihres abenteuerlichen Zugs durch Europa sich jedes Gewaltmittels zu bedienen gelernt, das Erfolg versprach. Als sie gegen die römischen Befestigungen der afrikanischen Städte nichts ausrichten konnten, trieben sie vor deren Mauern massenweise Umwohner zusammen, töteten sie und türmten die Leichenhaufen um die Wälle, um durch Luftverpestung die Übergabe zu erzwingen, was Augustin in seinen letzten Lebenstagen noch mit ansehen mußte. Beim späteren Vorgehen gegen die katholischen Gemeinden verfahren sie nicht kleinlicher. Man jagte, mit Vorliebe die angesehenen Bürger auswählend, die Gläubigen massenweise in die Wüste, Greise schlug man tot, Kinder durchhieb man mit dem Schwert.

Der Bischof von Karthago und seine Geistlichen wurden auf lecke Schiffe gebunden, die man ins Meer stieß; allerdings ging die Rechnung fehl, die Unglücklichen wurden in Campanien ans Land getrieben. Das christliche Begräbnis wurde katholischen Verstorbenen überhaupt verwehrt. Als einige Bischöfe vor Geiserich erschienen, um ihn zu bitten, ihre Gemeinden weiter betreten zu dürfen, wollte er sie alle im Meer ertränken lassen,

nur die Fürbitten einiger Gefolgsleute hielten ihn davon ab. Auch die neuen vandalischen Grundherren verhielten sich nicht besser. Die bisherigen Besitzer wurden ihre Sklaven, mit denen sie grausam verfahren, und Geiserich ermutigte sie noch ausdrücklich zu jeder Tortur.

Nach Geiserichs Tod (477) wurde es unter Hunerich noch schlimmer. Öffentliche Würden konnten nur von Arianern bekleidet werden, die katholische Bevölkerung wurde auf den Stand eines Helotenvolks gebracht. Besonders gegen Mönche und Nonnen richtete sich nun die Verfolgung, zahlreiche Bekenner unter diesen wurden zu Tod gefoltert. Als dies nicht genügte, sich vielmehr immer mehr Bekenner fanden, die für den orthodoxen Glauben zu leiden bereit waren, wurden 5000 Katholiken in die Wüste getrieben, wo sie umkamen. Schließlich versuchte man es dann aber mit einer Art „Konzil“.

Da thronte der arianische Patriarch Cyrilla auf einer Empore, die Katholiken hatten wie beim Verhör vor ihm zu stehen. Als die altgläubigen Priester und Bischöfe dagegen protestierten, wurden jedem von ihnen 100 Rutenstreiche aufgezählt, sieben wurden gefoltert und getötet. Die Katholiken legten darauf dem König ein Glaubensbekenntnis vor, das ihr Bischof Eugenius abgefaßt hatte.

Der Erfolg war wie zu erwarten. Ein königliches Edikt bestimmte, daß alle von den römischen Kaisern gegen Donatisten und Manichäer erlassenen Ausnahmegesetze nunmehr gegen die als Häretiker geltenden Katholiken anzuwenden seien. Alle Geistlichen wurden verjagt und enteignet. 80 Bischöfe verloren ihr Leben, mehr als 300 wurden in die Wüste verbannt. Die Henker quälten darüberhinaus zahlreiche bekennende Laien zu Tod.

Unter Gundamund, seit 486, wurde es etwas besser, doch Thrasamund, seit 496, erneuerte die Bedrückung, wenn er auch Folter und Todesstrafe zu vermeiden trachtete. Die harte Zeit währte dennoch bis zu seinem Tod im Jahr 523.

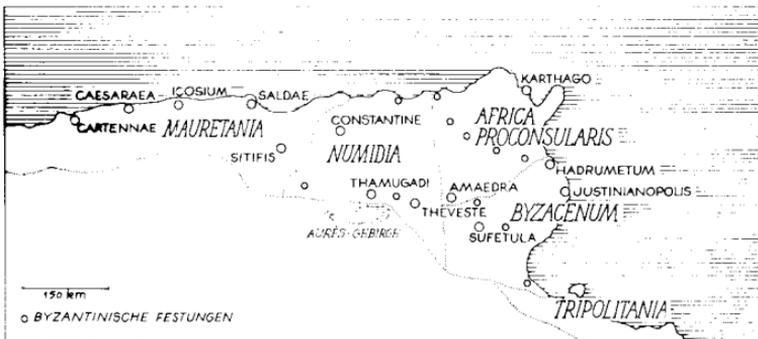
Der Nachfolger Hilderich lenkte endlich ein; er rief die verbannten Priester zurück, soweit sie noch lebten, räumte den Katholiken wieder ihre Gotteshäuser ein und ließ sie einen eigenen Bischof wählen, den er bestätigte. Hilderich war der erste wirklich humane Herrscher der Wandalen; aber die Humanität kam zu spät. Inzwischen hatten sich die Wandalen, wie Prokop anschaulich schildert, zu verweichlichten Großstädtern gewandelt, die nur noch von den Zinsen ihrer Güter und Pfründen lebte, ohne sich noch persönlich um ihre Latifundien zu kümmern. Die vandalische Macht schwand zusehends. Im Jahr 531 stieß

Gelimer den König vom Thron und kerkerte ihn ein. Er sah wohl klar, was auf das Wandalenreich zukam, doch die Kraft, das Geschick zu wenden hatte er nicht, keiner hätte sie damals mehr haben können. Im Jahr 534 schlug die Stunde: Belisar zerstörte das Wandalenreich und gliederte die Provinzen wieder dem Machtbereich Justinians ein. König Gelimer wurde im Triumph durch Konstantinopel geführt, in Afrika erlosch der Name der Wandalen, als hätte es sie nie gegeben.

Auf einer Synode zu Karthago, dies ist das einzig Erfreuliche der ganzen Epoche, regelte die afrikanische Kirche schließlich die verworrenen Verhältnisse wieder: arianische Bischöfe wurden sogar wieder aufgenommen, ihre Taufe anerkannt. Das geraubte Kirchengut wurde den Katholiken von Justinian zurückerstattet, eine neue Blütezeit konnte beginnen. In der Tat, das Christentum breitete sich erneut bei manchen Berberstämmen aus; aber nicht nur das Christentum, viele Berber nahmen auch den jüdischen Glauben an! Dies dürfte wohl als ein Krisenzeichen ersten Rangs anzusehen sein. Das Christentum hatte sich in Afrika, für die Sicht des Heiden, allmählich doch reichlich kompromittiert, denn was konnten die berberischen Nomaden schon von den Hintergründen der Streitigkeiten wissen, von Platon und Aristoteles, von Emanation und Kausalkategorie, von Arius und Athanasius? Was von all den geistigen, inneren Nöten? Sie sahen nur das äußere Elend.

Das Ende

Das letzte Jahrhundert einer freien afrikanischen Kirche brachte freilich Ruhe und Gedeihen; aber die inneren Schäden waren zu groß. Äußere, wie Landflucht aus den vorgeschobenen Kultursphären am Rand der Steppe und Wüste vor den nachdrängen-



Das Exarchat Karthago.

den Nomaden, denen der oströmische Herrscher nicht Einhalt zu gebieten vermochte, kamen hinzu. Dennoch bot die afrikanische Kirche mit ihrer ehrwürdigen Tradition immer noch ein imponierendes Bild, als mit dem Ansturm des Islam ihre letzte Stunde anbrach.

Ostrom hatte in der entlegenen Provinz ein Exarchat, ein weitgehend selbständiges Dominium errichtet. Seit 643 schon hat sich der kaiserliche Statthalter gegen die vordringenden Araber zu wehren, wobei ihm zunächst die Berberstämme zu Hilfe kommen, es gelingt, das karthagische Kernland, das heutige Tunesien, zu halten, Libyen freilich ist verloren. Die einzigartige militärgeographische Lage Tunesiens, die sich auch im zweiten Weltkrieg noch strategisch bewähren sollte, erlaubt zwar einen vorteilhaften Zweifrontenkrieg der Römer und der Berber gegen die vorgepreschten Muslims; doch am Ende des siebten Jahrhunderts ist der Widerstand gebrochen. Zwar halten sich die alten Christengemeinden noch jahrhundertlang, aber ein rapider Schwundprozeß ist nicht mehr aufzuhalten. Im zwölften Jahrhundert hört schließlich die afrikanische Restkirche auf zu bestehen.

Man kann durchaus fragen, warum das römisch-afrikanische Christentum so vollständig untergegangen ist, und nicht wenigstens in namhaften Teilen wie etwa im heiligen Land oder vor allem in Ägypten sich hat durchhalten können. Der einsichtigen Gründe dafür gibt es nicht wenige. Nicht zu ihnen zählt der freilich meistgenannte, nämlich die allgemeine Bedrückung der Christen und die, übrigens nur in früher Zeit vollwirksame Steuerfreiheit der Muslims, hat sich doch eine Kirche wie die koptische demgegenüber immer noch in einem kräftigen Stamm zu erhalten vermocht. Die afrikanische Kirche zählte doch auch zu den stärksten und geschlossensten altchristlichen Zentren, ebenso wie die Ägyptens und Palästinas. Warum also dieses völlige Erliegen?

Wesentliche Gründe sind schon genannt: die Verwahrlosung der Außengebiete, in die rasch Wüstennomaden eindrangten, die sich dann islamisieren ließen, ist der wichtigste. Vielleicht spielt eine gewisse Rolle auch die Abgelegenheit von Byzanz; denn Rom konnte in jenen Jahrhunderten die Schirmherrschaft nicht ersetzen, die der oströmische Kaiser, wenigstens dem Anspruch nach, zwar über die Christen im heiligen Land immer noch mit einigem Einfluß ausübte, aber nicht mehr in Afrika. Man könnte ferner noch versucht sein, auf die imponierende Geschlossenheit des frühen Islam gegenüber der zerstrittenen Christenheit hinzuweisen, doch dieser Schein trügt; der eigentliche Schwund der afrikanischen Kirche findet vor allem seit dem Ende des achten

Jahrhunderts statt, da aber konnte, besonders in Afrika, der Islam bereits mit Sektenbildungen aufwarten, die den altchristlichen in nichts nachstanden.

Das afrikanische Christentum hatte einfach keine innere Kraft mehr, das ist es wohl gewesen. Und dazu hatte sicher der innere Streit während der Wandalenherrschaft das meiste beigetragen. In der Zeit des heidnischen Römerreichs erschien das Leiden insofern als geschichtlich sinnvoll, als man durch das Martyrium den unmittelbaren Zugang ins Reich Gottes gewann, dessen Einbruch in die irdische Welt man als kurz bevorstehend erwartete: da würde der Märtyrer und seine ganze Kirche vor aller Welt gerechtfertigt sein! Auch in der Epoche des Donatismus lebte dieses Grundgefühl noch nach. In der Folgezeit jedoch rückte das Weltende mit seinem rechtfertigenden Gericht in weite Zukunft hinaus. Die verspätete Auseinandersetzung mit den Arianern ließ, wie wir sahen, der eigentlich theologischen Anstrengung keinen Raum und keine Luft mehr; vor allem aber fehlte nun völlig jenes triumphierende Bewußtsein, welches die früheren Generationen noch beflügelte hatte, jenes Wissen nämlich, daß es nur noch eine kleine Weile auszuhalten gelte, um aller verheißenen Herrlichkeiten teilhaftig zu werden. Dafür war nunmehr die Zeit vorbei. Man widerstand zwar noch tapfer den „Ketzern“, gewiß, aber die Tapferkeit stützte sich nur noch auf ein schwaches Hoffen für die Zukunft der kämpfenden Kirche, der „Ecclesia militans“. Als der Islam hereinbrach, schien es dann endgültig keine Hoffnung mehr zu geben.

Die Kraft der afrikanischen Kirche war gebrochen, ihre Größe vergangen, des Elends war zuviel gewesen.

Literaturhinweise:

Allgemein

Lietzmann, H.: Geschichte der Alten Kirche, 4. A. 1961.
Ortiz de Urbina, I.: Nizäa und Konstantinopel, 1964.

Tertullian

Migne, Patrologiae cursus completus, ser. lat., Bde. 1—2.
Bibliothek der Kirchenväter, Bde. 24, 7,
Bulhart, V.: Tertullian-Studien, Wien 1957.
Klein, R.: Tertullian und das Römische Reich, 1968.
Wickert, U.: Glauben und Denken bei Tertullian und Origenes, in: ZThK 62 (1965), 153—177.

Cyprian

Migne, Patrologiae cursus completus, ser. lat., Bde. 3—4.
Bibliothek der Kirchenväter, Bde. 34, 60.
Schamoni, W.: Bischöfe der alten afrikanischen Kirche, 1964.

Augustin

Migne, Patrologiae cursus completus, ser. lat., Bde. 32—47.
Bibliothek der Kirchenväter, Bde. 1, 8, 11, 16, 18—19, 28—30, 49.
Adam, K.: Die geistige Entwicklung des Heiligen Augustinus, 1956.
Jonas, H.: Augustin und das paulinische Freiheitsproblem, 2. A. 1965.
König, H.: Das organische Denken Augustins, 1966.
Kranz, G.: Augustinus. Dienst an der Welt, 1967.
Sciacca, M. F.: Augustin, Bern 1948.

Zu Tertullian, Cyprian und Augustin verweise ich noch auf meinen Aufsatz: Streiflichter zur Religionsgeschichte des westlichen Mittelmeerraumes, in: Die Karawane, 7. Jg. 1966/67, S. 17—35.

Arius

Pollard, T. E.: Logos and Son in Origen, Arius and Athanasius, in: Studia Patristica (cf. 7), 282—287.

Ulfilas

Ulfilas Biblia, goth. und griech. Die gotische Bibel, hrsg. von W. Streitberg, 5. A. 1965.
Haendler, G.: Wulfila und Ambrosius, 1961.
Hultsch, G.: Wulfila, der Bischof der Germanen, 1957.

Wandalen

Isidors Geschichte der Goten, Vandalen, Sueven (Isidorus de Sevilla: Historia Gothorum, Wandalorum, Sueborum, dt.), 3. A. 1910.
Prokop: Vandalenkrieg (Procopius Caesariensis: De bello Vandalico, dt.), 1966.
Courtois, C.: Les Vandales et l'Afrique (Paris 1955), Aalen 1964.
Jahn, M.: in: Vorgeschichte der deutschen Stämme, hrsg. von H. Reinherth, 1940.
Schmidt, L.: Geschichte der Wandalen, 2. A. Paris 1942.
Schwarz, E.: Germanische Stammeskunde, 1956.

RÜCKBLICK UND AUSSCHAU

Gegen Ende des Jahres 1970, dem Jahr des zwanzigjährigen Bestehens der KARAWANE, sei uns an dieser Stelle gestattet, kurz Rückblick und Ausschau zu halten.

Blicken wir auf das vergangene Jahr zurück, müssen wir feststellen, daß es für uns und für die Arbeit des Büros ein schweres Jahr war, überschattet vom plötzlichen Tod des Gründers und spiritus rector unseres Unternehmens, Dr. Kurt Albrecht, der im Januar bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam. Daß trotz dieses tragischen Ereignisses die Arbeit der Karawane und all ihrer Zweige unverändert weitergehen konnte, verdanken wir in erster Linie unseren treuen, langjährigen Mitarbeitern, ihnen allen voran Fräulein Margarete Benz, die dieses Jahr siebzehn Jahre bei uns ist und Fräulein Ursula Meroth, die im November ihr zehnjähriges Jubiläum feiern konnte. Ihnen und allen anderen Mitarbeitern sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Unser Dank gilt aber auch all den vielen Teilnehmern und Mentoren, die uns in dieser nicht einfachen Lage in mehr als freundschaftlicher Art und Weise ihre Hilfe angeboten und bewiesen haben. Auch ihnen haben wir es zu verdanken, daß die Arbeit der Karawane kontinuierlich weitergehen konnte und sich der Kreis der Teilnehmer 1970, wie in den vergangenen Jahren, erweiterte. Von Jahr zu Jahr können wir an immer mehr treue Reisefreunde, die zehn oder gar zwanzig Karawane-Studienreisen mitgemacht haben, das „Goldene Dromedar“ verleihen.

Halten wir am Ende dieses Jahres Ausschau auf das kommende, dessen Programm wir Ihnen bereits vorgelegt haben, so freuen wir uns, Ihnen mitteilen zu können, daß z. B. unsere Osterkreuzfahrten weitgehend ausgebucht sind. Wir sehen darin eine Bestätigung unserer Arbeit, die heute mehr denn je auf einem persönlichen Vertrauensverhältnis zu unseren Reisefreunden und Mentoren beruhen muß. Wir legen keinen Wert auf zwanzigprozentige oder noch größere Steigerungsraten, wie sie von den großen Unternehmen des Massentourismus für das nächste Jahr angekündigt werden. Uns ist es wichtiger, den persönlichen Kontakt zu unseren Teilnehmern zu wahren und nicht nur in Umsatzzahlen zu denken. Am Anfang der Arbeit der Karawane stand der Wunsch, ein kleines Teil dazu beizutragen, die Verständigung der Völker untereinander zu fördern, und dieses Ziel haben wir auch heute noch vor Augen, sei es durch die Veranstaltung von Karawane-Studienreisen oder durch die Arbeit des Karawane-Verlages. Wir hoffen, daß Sie uns auch in der Zukunft wie bisher Ihr Vertrauen schenken werden.

Peter Albrecht

NACHRICHTEN AUS DEM KREISE UNSERER REISETEILNEHMER

Auch 1970 hatten wir die Freude, einer stattlichen Anzahl von treuen Reisefreunden unsere kleine Ehrennadel, das „Goldene Dromedar“ nach der Teilnahme an der 10. Karawane-Studienreise verleihen zu können. Es ist dies für uns immer eine ganz besondere Freude und wir denken dabei an manch schöne Stunden in fernen Ländern zurück, Erinnerungen werden wach. Wir hoffen dabei, daß wir Sie noch oft bei einer unserer Karawane-Studienreisen begrüßen dürfen.

Es erhielten nach der 20. Karawane-Studienreise:

Frau Erna Döring
Frau Lieselotte Brand

die Sonderanfertigung mit einem kleinen Diamanten.

Es erhielten das „Goldene Dromedar“ nach der 10. Karawane-Studienreise:

Frau Elisabeth Beinemann	Frau Elsa Matthäus
Frau Lotte Böß	Frau Martha Paradeis
Frau Johanna Dilling-Goetz	Frau Johanna Roth
Frau Margot Frohwerk	Frau Helene Schiebl
Frau Martha Gerhardt	Frau Dr. Hilde Schmitt
Herr Dr. Herbert Gerhardt	Frau Dr. Annemarie Teich
Frau Inge Habermann	Frau Elisabeth Vopel
Frau Dr. Gertrud Hämmerle	Frau Käthe Winter
Frau Martha Hanisch	Frau Margarete Zinser
Frau Gertraud Madlung	

*

(Nb: Wir versuchen Buch zu führen, wer seine zehnte Reise mit uns unternommen hat — sollten wir es einmal nicht von selbst beachten oder sollte unsere Buchführung Lücken aufweisen, lassen SIE es uns bitte wissen, damit niemand vergessen bleibe!)

NACHRICHTEN AUS DEM KREISE UNSERER MENTOREN

Professor Dr. Wolfgang Kimmig

Professor Dr. Wolfgang Kimmig wurde am 28. August 1970 sechzig Jahre alt. Ihm gilt an dieser Stelle nachträglich unser herzlichster Glückwunsch. Professor Dr. Kimmig ist durch seine Führungen von Karawane-Studienreisen einem weiten Kreis von Teilnehmern bekannt, die ihn auf Grund der humorvollen und menschlichen Art, mit der er sein reiches Wissen mitteilt, schätzen gelernt haben. Wir hoffen, daß er, der Direktor des Instituts für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Tübingen und als kürzlich ernanntes Mitglied der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt auch in Zukunft die Zeit hat, als Mentor bei der Karawane mitzuwirken.

*

Oberstudiendirektor Ernst Rieber

Ein Jubiläum anderer Art konnte unser Mentor Dr. Ernst Rieber dieses Jahr feiern. Er hat inzwischen mehr als 25, genau 29, Karawane-Studienreisen geführt. Der traditionelle Zinnkrug aus Anlaß der 25. Reise ist bereits an ihn unterwegs. Wir hoffen, daß er noch lange Jahre die Zeit, die Kraft und die Lust aufbringen wird, Führungen zu übernehmen und daß sich die freundschaftlichen Bindungen zwischen Herrn Rieber und der Karawane weiter vertiefen mögen.

*

Studiendirektor Albert Paschen

Herrn Albert Paschen dürfen wir zur Beförderung zum Studiendirektor herzlich gratulieren. Herr Paschen aus Hamburg hat sich in den langen Jahren seiner Mentorentätigkeit auch in Süddeutschland einen Kreis treuer Reisefreunde geschaffen und wir hoffen, daß er, der längere Zeit aus gesundheitlichen Gründen nicht reisen durfte, 1971 wieder voll dabei sein kann.

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler – herausgegeben von Peter Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 4, 1970, kostet für Einzelbezieher DM 3.–, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 10.–. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar.

Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis:

Titelbild, S. 18, 21 Peter Albrecht; Seite 8 Archiv Karawane; Zeichnungen S. 6, 11, 19, 20 A. K. Lutz/Archiv Karawane; Zeichnung S. 14 O. Zeyher/Archiv Karawane; Seite 28, 52, 57 P. Schimmel/Archiv Karawane, Karte S. 21 nach Herrmann Schelbert und Emil Joller aus „Schiffe der Völker“ Walter-Verlag, Olten, Freiburg i. Br.

Vorankündigung:

Das nächste Heft – 1971/1 – wird unter dem Titel Irland – Vergangenheit und Gegenwart der „Grünen Insel“ im ersten Vierteljahr 1971 erscheinen.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1971

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.

KARAWANE - STUDIENREISEN FRÜHJAHR 1971

- 71/3-H 1 **Römische und Islamische Kunst in Algerien**
13. 3. — 27. 3. 1971 Reiseleitung: Dr. Vera Hell
Flug: Frankfurt — Algier — Annaba. Bus: Annaba — Hippo Regius — Constantine (3 Übernachtungen, Ausflüge nach Tiddis und Djemila) — Tebessa — Timgad — Biskra — Bou Saada — Algier (2 Übernachtungen) — Tipasa — Cherchell — Oran — Tlemcen (2 Übernachtungen, Ausflüge nach Bou Medine, Mansouria, Ain el-Hout) — Oran. Flug: — Oran — Algier — Frankfurt.
Vollpension DM 1490.—
- 71/3-F **Römische und Islamische Kunst in Tunesien**
4. 4. — 18. 4. 1971 Reiseleitung: Oberstud.-Dir. Arnold K. Lutz
Flug: München — Tunis (4 Übernachtungen, Besuch des Bardo-Museums, Ausflug Karthago, Thurburbo Majus, Dougga, Ain Tounga). Bus: Nabeul — Hammamet — Sousse — Monastir — Mahdia — El Djem — Sfax — Gabes — Matmata — Medine — El Kantara — Hara Kebira — Houmt Souk — Insel Djerba — Gafsa — Tozeur — Nefta — Thelepta — Sbeitla — Kairouan — Tunis. Rückflug: Tunis — München.
Vollpension DM 1525.—
- 71/3-AT **Tunesien — Algerien**
29. 3. — 12. 4. 1971 Reiseleitung: Dr. Siegfried Müller
Flug: München — Tunis. Bus: Tunis (Stadtbesichtigung) — Karthago — Thurburbo Majus — Kairouan (2 Nächte) — Sousse — El Djem — Sfax — Oase Gabes — Oase Gafsa — Oase Tozeur — El Qued in Algerien (2 Nächte) — Biskra — Fahrt durch das Aures-Gebirge — Timgad — Batna — Constantine (2 Nächte), Gelegenheit Ausflug Djemila — Annaba — Hippo Regius — Tabarka — Bulla Regia — Tunis. Flug: Tunis — München.
Vollpension DM 1490.—
- 71/7-C **Römische Städte und Islamische Kunst in Marokko und Spanien**
3. 4. — 17. 4. 1971 Reiseleitung: Stud.-Rat Wolf-Dieter Rudolph
Flug: Frankfurt — Málaga. Bus: Málaga — Algeciras. Schiff: Ceuta. Bus: Tetuan — Xauen — Fès — Volubilis (röm. Stadt) — Moulay Idris — Meknes — Rabat — Mehdiya — Thamusida — Banasa (röm. Ausgrabungen) — Basra — Larache — Lixus (römisch-karthagische Stadt) — Asilah — Tanger. Schiff: Algeciras. Bus: Cádiz — Sevilla — Córdoba — Granada — Málaga. Flug: Málaga — Frankfurt.
Halbpension (in Marokko Vollpension) DM 1385.—
- 71/KA 1 **Marokko-Rundfahrt**
4. 4. — 18. 4. 1971 Reiseleitung: Dr. Heinz Trumm
Flug: Frankfurt — Tanger. Ganztägige Stadtbesichtigung von Tanger. Bus: Tanger — Tetuan — Chauen — Fes (2 Nächte) — Volubilis — Moulay Idriss — Meknes — Midelt — Erfoud — Oase Risani — Ksar-Es-Souk — Tinerhir — Todra-Schlucht — Quarzazate — Marrakesch (3 Nächte) — Casablanca — Rabat — Tanger. Flug: Tanger — Frankfurt.
Vollpension DM 1685.—



**BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE
KARAWANE-STUDIENREISEN**

7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 07141 / 23087